

Hans-Dietrich Schultz ■

China- und Europabilder: zur aktuellen Wiederbelebung alter Argumente der klassischen deutschen Geographie¹

1 Zielsetzung

Ob man aus der Geschichte etwas lernen kann, ist umstritten, dass alte Argumente unerkannt ein Revival erleben können, kommt dagegen öfter vor. Das ist auch bei Jared Diamond der Fall, dem amerikanischen Physiologen, Evolutionsbiologen und zuletzt Professor der Geographie, der mit seinen Büchern zur Lage und Zukunft der Menschheit überaus breitenwirksam publiziert. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts erschien sein mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnetes Buch „Arm und Reich. Das Schicksal menschlicher Gesellschaften“ („Guns, Germs, and Steel. The Fates of Human Societies“), das sich zum Ziel gesetzt hat, die Unterschiede in der Entwicklung von Gesellschaften in Großräumen zu erklären.

Im Folgenden konzentriere ich mich auf China und Europa, die bei Diamond einen Schwerpunkt bilden, und werde zeigen, dass seine Argumente im Kern die Argumente der klassischen (ritterschen) Geographie des 19. Jahrhunderts reproduzieren. Diese rittersche Geographie war von Anfang an global ausgerichtet und untermauerte Europas erfolgreiches Dominanzstreben in der Welt gegenüber Asien und China mit quasi-naturwissenschaftlichen Argumenten. Gezeigt wird ferner, wie aus der vermeintlich abgeschlagenen Kulturmacht der Vergangenheit – geographisch isoliert und kulturell stagnierend – später bei führenden Geographen ein Konkurrent der Zukunft für Europa wird, der dessen Exklusivität als Daueranspruch in Frage stellt. Dabei werden neben völkertypologischen Klischees, Bedrohungsvorstellungen und Ressentiments auch rassi(sti)sche Argumente ins Feld geführt. Abschließend kontrastiere ich die optimistische Sicht auf die beschleunigte „Verwandlung der Welt“ (Osterhammel 2011) im 19. Jahrhundert durch die teleologische Brille der klassischen Geographie mit heutigen pessimistischen Szenarien für die Zukunft des Planeten und plädiere für eine Restitution des alten Verbundes von Geographie und Geschichte, der außerhalb der heutigen Geographie wieder Konjunktur hat.

2 Geschichte als Naturwissenschaft?

Zunächst zu Diamond. Im Gegensatz zu Ansätzen, die die Entwicklungsunterschiede in der Welt durch Kombination von wirtschafts-, mentalitäts- und kulturhistorischen Faktoren zu erklären versuchen, ist Diamond eine solche mehrfaktorielle Vorgehensweise suspekt. Er sucht und anerkennt allein die „echten, tiefergehenden Erklärungen“, soll heißen: nicht die „unmittelbaren Faktoren“, sondern nur die „eigentlichen Ursachen“ (12f.), die von den Weltgeschichtlern ignoriert würden, was ihn veranlasst, „die Wurzeln der heutigen [!] Ungleichheit mit Sicherheit [!] in der Vorgeschichte“ (30) zu suchen. Dazu passt, dass er die „Geschichtswissenschaft als historische Naturwissenschaft neben anerkannten Disziplinen wie Evolutionsbiologie, Geologie und Klimatologie“ (1998: 40) etablieren will. An die Stelle komplizierter nicht-naturwissenschaftlicher Theorien sollen einfache letzte Gründe treten, die allen anderen Erklärungen vorgeschaltet werden und als Referenzpunkte dienen.

Das Fazit seines Buches ist die Behauptung: „Die auffälligen Unterschiede zwischen der Geschichte der Völker der verschiedenen Kontinente, in großen Zeiträumen betrachtet, beruhen nicht auf angeborenen Unterschieden zwischen den Völkern, sondern auf der Unterschiedlichkeit ihrer Umwelt. Hätte man die Bevölkerungen Australiens und Eurasiens im ausgehenden Eiszeitalter miteinander vertauscht, so würden die ursprünglichen australischen Aborigines nach meiner Vermutung heute den größten Teil Nord- und Südamerikas und Australiens sowie Eurasiens in ihrem Besitz halten, während die ursprünglichen Eurasier ihr Daseins als unterdrückte Minderheit in Australien fristen würden“ (501). Vier Gruppen von Umweltdifferenzen hält Diamond für kausal verantwortlich:

1. Biogeographische Unterschiede der Kontinente in der Ausstattung mit domestizierbaren Wildpflanzen und Wildtieren (> Beeinflussung der Lebens- und Wirtschaftsweise der Bewohner),
2. die Achsen-Ausrichtung der Landmassen im Gradnetz (> Ost-West-Achse oder Nord-Süd-Achse) und ihre ökologischen wie geographischen Barrieren (Beeinflussung der *intra*-kontinentalen Diffusion und Migration),
3. die Lage der Kontinente zueinander (> Beeinflussung der *inter*kontinentalen Diffusion und Migration),
4. die Flächengröße und Bevölkerungsmenge der Kontinente (> Beeinflussung der Zahl der Erfinder und der Zahl der Konflikte zwischen den Gesellschaften).

Mit *Umweltdeterminismus*, wehrt er ab (vgl. kritisch Sonderegger 2004: 243ff.), habe dies jedoch nichts zu tun, sondern nur damit, „daß die Umwelt in manchen Regionen mehr Ausgangsmaterial und günstigere Bedingungen für die Nutzung von Erfindungen“ biete „als in anderen“ (505).

Auf der Ebene kleinerer Räume stellte sich Diamond die Frage, wie es gekommen sei, „daß Vorderasien und China ihren enormen Vorsprung von mehreren tausend Jahren vor dem Nachzügler Europa einbüßten“ (507). Für Vorderasien ist ihm dies klar: Die dortigen Gesellschaften hätten durch Zerstörung ihrer Ressourcenbasis ökologischen Selbstmord

begangen. Die Bewohner Nord- und Westeuropas hätten sich zwar nicht klüger verhalten, jedoch das Glück gehabt, „in einer weniger empfindlichen, niederschlagsreicheren Umwelt mit rasch nachwachsender Vegetation zu leben“ (509). Für Chinas Verlust des technologischen Vorsprungs gegenüber dem lange Zeit rückständigen Europa nimmt er dagegen als eigentlichen Grund große Unterschiede in ihrer Küstengestalt und ein orographisch anders gebautes Landesinnere an; denn ökologisch gesehen sei das Gebiet zwischen Himalaya und Pazifikküste reich ausgestattet und weniger empfindlich als das vorderasiatische gewesen.

Während Europas Küsten durch Halbinseln und Buchten sowie zahlreiche vorgelagerte Inseln stark zergliedert seien, verfüge China nur über wenige Halbinseln und Inseln und eine viel gleichmäßiger verlaufende Küstenlinie. Auch stellten die Gebirge östlich des Himalaya viel geringere Barrieren dar als die Gebirge im Innern Europas, und schließlich seien Chinas zwei große Flusssysteme relativ leicht miteinander zu verbinden gewesen, so dass zwei geographische Kernregionen „schließlich zu einem einzigen politischen Kern verschmolzen“ (514) seien. Ganz anders Europa! Hier zeige die Erdoberfläche eine „geographische Balkanisierung“ (515), die die Entstehung unzähliger Konkurrenzgesellschaften begünstigt habe, die wiederum jede politische Einigung Europas verhindert hätten. An diesem geographischen Argument macht Diamond seine Erklärung der Entwicklungsunterschiede zwischen Europa und China fest.

Ursprünglich habe sich Chinas geographische Homogenität allerdings positiv auf seine Entwicklung ausgewirkt, denn sie habe den Austausch von Produkten und die Diffusion von Innovationen innerhalb des Landes begünstigt, später habe sie jedoch die gegenteilige Wirkung gehabt, nämlich dafür gesorgt, dass tyrannische Entscheidungen der Zentrale, wie der Stopp von Innovationen, landesweit durchgesetzt werden konnten, was in China wiederholt der Fall gewesen sei, so z. B. Anfang des 15. Jahrhunderts das Verbot der Hochseeschifffahrt und damit das Ende des Schiffsbaus in China. Für Europas politische Mehrkernigkeit sei ein solcher Stopp dagegen unmöglich gewesen. Was der eine Staat unterlassen habe, habe eben ein anderer vorangetrieben. Weitere ungünstige Faktoren seien für China hinzugekommen, darunter seine Isolierung „von den anderen fortgeschrittenen Zivilisationen Eurasiens“. „Im Grunde“ habe China „einer riesigen Insel innerhalb eines Kontinents“ (516) geglichen, wohingegen Europa über Vorderasien entscheidende Entwicklungsimpulse erhalten habe.

Auch andere Autoren, wie Ian Morris, fragen sich aktuell, „warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden“ (2011a, Untertitel) und suchen eine Antwort bei der Geographie. Die Geographie, so Morris dezidiert in einem Spiegel-Interview, sage „uns, wieso ausgerechnet der Westen und nicht eine andere Region in den letzten 200 Jahren die Welt beherrschte“ (Morris 2011b: 129). Auf die Frage des Redakteurs, ob „aufgrund der geographischen Bedingungen und des Startvorteils des Westens (...) die Entwicklung im Osten dauerhaft hinterherhinken“ müsse, antwortete Morris: „So einfach ist es leider nicht. Mit der Zeit kann der Ort seine Bedeutung verändern. Geographische Nachteile können sich in Vorteile verwandeln und umgekehrt. Es herrscht das Prinzip der Wechselwirkung. Die

Geographie beeinflusst die gesellschaftliche Entwicklung, aber diese verändert auch die geographischen Faktoren“ (129).

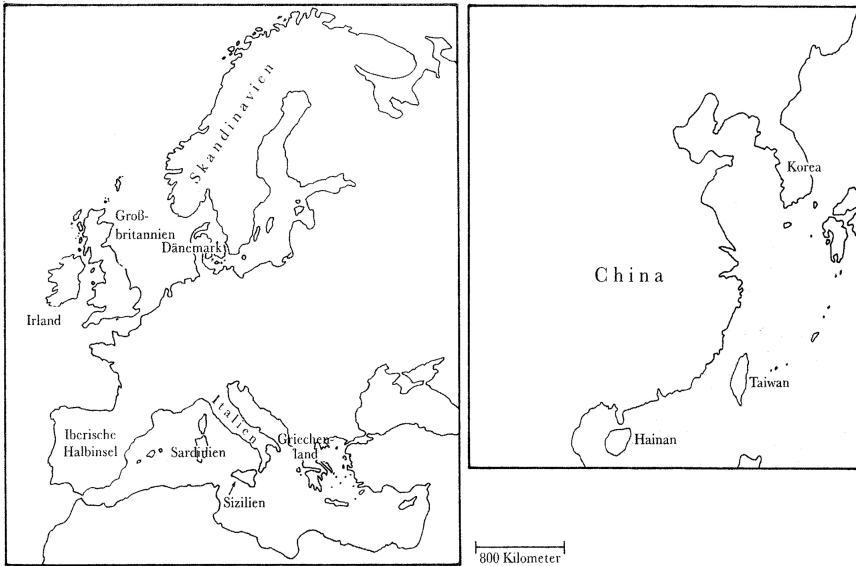


Abb. 1: Diamond 1998: 513, im Original untereinander

Solche geographischen Erklärungsansätze für das „allgemeinste Verlaufsmuster der Geschichte“ (Diamond 1998: 30) sind ein ‘alter Hut’, eben genau 200 Jahre alt und exakt die wissenschaftliche Begleittheorie der modernen (klassischen) Geographie zu Europas technologischer, wirtschaftlicher und politischer Vorherrschaft in der Welt. Auch Diamond spricht davon, dass seine geographische Umwelttheorie „keineswegs neu“ sei, wohl aber bei Historikern „nicht sehr beliebt, da angeblich falsch oder simplifizierend“ (32), doch weitergehende Ausführungen und die Nennung von Namen früherer Geographen fehlen. Unbedingt dabei sein müssen hätte Carl Ritter, der seit 1820 an der Berliner Universität lehrte und dort ab 1825 als ordentlicher Professor einen *Disziplinenkomplex* unterrichtete, der „Länderkunde“ (das war die „neue“ Geographie), „Völkerkunde“ und „Geschichte“ umfasste.

3 Ritters „Weltgeographie“ als globale Entwicklungstheorie

Ritters Ziel war die Schaffung einer neuen, wissenschaftliche Geographie, die nach der *Wechselwirkung* zwischen der Natur eines Landes und seinen Bewohnern fragte und dieses

in der Außenwelt sichtbar werdende Wechselverhältnis nach natürlichen Räumen (Landschaften, Gegenden, Regionen) beschrieb. Im Gegensatz zur traditionellen Staaten-geographie, die er als unzusammenhängende, reine Faktenaggregate kritisierte, sollte die Abfolge seiner Räume einer universalen *Entwicklungsidee* folgen. Der rittersche Geograph hatte es demzufolge nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Vergangenheit der Menschheit zu tun und sollte selbst „künftige Zeiten“ (1862: 198) vorausahnen. Geschehen sollte dies in engem Verbund mit der *Geschichte* einschließlich *Naturgeschichte* und der *Völkerkunde*, den „gleichsinnigen Schwestern“ (Ritter 1806: 206) der Geographie. Ritters „Erdkunde“ bildete damit die geographische Parallele zur universal- bzw. weltgeschichtlichen Strömung der Historiographie etwa eines Gatterer und Schlözer (vgl. de Melo Araújo 2012), die ihrerseits Geographisches in ihre Weltgeschichtsschreibung integrierten oder, wie Gatterer, auch selbst geographische Werke publizierten, nur dass sie sich von der älteren theologischen Geschichtsschreibung weit entfernt hatten, während Ritter seine Weltgeographie explizit an die lange Leine der göttlichen Vorsehung band.

Diese Geographie als *Containergeographie* zu bezeichnen, wie dies üblich geworden ist, scheint mir jedoch unangebracht zu sein. Ritters Redeweise von der Geographie als „Wissenschaft der irdischerfüllten Raumverhältnisse“ (1852: 153), als „*Verhältnißlehre der irdischerfüllten Räume*“ (156), der „materiell erfüllten tellurischen Räume“ (184) oder häufig auch nur der „erfüllten Räume“, woraus spätere Geographen „dingliche Erfüllung“ machten, leistet dem zwar Vorschub, weil sie ein mechanisches Bild evoziert, trifft aber gerade nicht den Kern seines Denkens, das die Erde als ein *lebendiges Wesen* behandelt, bei dem alles in „raumfüllender Bewegung“ (160) ist und Mensch und Erde sich wie „Seele“ und „Leib“ (161) verhalten. Tatsächlich ist Ritters „Raumerfüllung“ geradezu das Gegenteil eines gefüllten Container-„Fachwerks“ (153), in das die jeweiligen Fakten zwar geordnet, aber ohne Beachtung ihrer kausalen Wechselwirkung zusammenhanglos hineingepackt werden. Der „eigenthümliche Organismus des Planeten“ durchdringe vielmehr über „die bloße Raumerfüllung und die Grenze der unorganisirten Naturkörper hinaus das Gebiet der Vegetation wie der lebenden Organismen“ und greife selbst „in das Reich der geistigen Thätigkeit (...) gestaltend und bedingend“ (104) ein. Aufgabe der Wissenschaft sei es, dieses allgemeine Verhältnis „in seine Besonderheiten“ aufzulösen und in seiner jeweiligen Beziehung auf das Allgemeine zu bestimmen, wozu auch die „natürlichen Abtheilungen“ des Planeten und ihre „ungleiche Vertheilung“ (104) über seine Oberfläche gehörten.

Eine der Besonderheiten war für Ritter, dass die Urausstattung jedes Erdraumes mit Produkten (Mineralien, Pflanzen, Tieren) nicht überall gleich war. „Es springen (...) die vorzugsweise begabten Planetenstellen im Gegensatz der minder begabten für das Auge sichtbar hervor, die von einer bestimmten Naturseite her zu einem höhern Einfluß auf das Ganze [den Planeten] durch ihren Naturreichthum berufen waren, oder durch die individuelle Mitgift, die ihnen von Anfang an zu Theil wurde“ (1852: 202). Ritter unterschied zwischen „festgewurzelten Produktionen“, wie z. B. Metallagerstätten, und solchen, die beweglich waren, wie etwa „die Kocosnuß durch Wellenschlag und Strömungen“, wodurch

„gleichsam cosmopolitisch die minder begabten Räume auch für andere, zumal auch für menschliche Existenz“ (202) befähigt worden seien.

Vor allem aber konstatierte Ritter, dass es, wie bei den Menschen und Völkern, die er „in civilisirbare und fortschreitende, (...) stationäre, verkümmerte und verschwindende“ unterschied, auch bei Pflanzen und Tieren mehr oder weniger entwicklungsfähige gebe, die „durch Zeit und Zucht“ einer „höheren Entwicklung ihrer Individualität (...) entgegenreifen“ (1852: 203) würden. Mit solchen Pflanzen und Tieren waren die Kontinente unterschiedlich ausgestattet, doch würden die „edelsten der Naturproductionen“ „die Völker mit ihren Colonisationen von Stelle zu Stelle“ begleiten und „neue Heimathen in so großer seegensreicher Ausdehnung und solcher veredelter Selbständigkeit gewinnen, daß ihr Naturleben dagegen ganz“ verschwinde, „ja daß sie von einer Naturheimath völlig abgelöset, wie das Pferd, das Kameel, der Reis, die Ceralien u. v. a., dem Menschengeschlechte ganz zu seiner Existenz durch die verschiedensten Erdräume überwiesen“ (203) seien. Die Individualität der Erdräume hatte für Ritter somit nicht nur eine von ihrer ursprüngliche Anlage her rein physikalisch-naturhistorische Seite, sondern, soweit die Räume und Produktionen *kosmopolitisch* befähigt waren, auch eine *historisch-kulturelle*, die durch Handel und Verkehr, speziell auch die Schifffahrt, „einheimische mit fremden Productionen, Agriculturen und Gewerben“ (204) zu neuen Kombinationen vereinte und die Kulturfähigkeit der Räume steigerte.

Eine zweite Besonderheit Ritters bestand darin, den *Gestalten* der Erdräume und der *Verteilung* der Länder- und Wassermassen auf dem Planeten eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der erste Blick auf den „Erdglobus“ sei jedoch, stellte Ritter fest (für den ungeübten Beobachter) ernüchternd; denn er biete sich dem Auge als ein einziges *Chaos* dar: nicht „die geringste Spur von einer scheinbaren Ordnung ihrer Gegensätze“ sei zu erkennen. Keine mathematische oder geometrische Klarheit, keine „architektonische Symmetrie“ (1852: 206)! „Ja dieses völlig unsymmetrische, scheinbar ganz regellose, schwierig (...) aufzufassende Ganze“ zeige sich selbst bei wiederholtem Betrachten „als etwas Sinnenverwirrendes, Unheimliches“ (207), als ein zufälliges, systemloses, ordnungsloses, zweckloses, gedankenloses und sinnloses Durcheinander. Ritter wäre jedoch nicht Ritter gewesen, wenn er nicht nach Ordnung in diesem Chaos gesucht und Ordnung gefunden hätte. Das musste er allein schon deshalb, weil für ihn mit Herder die Erde „die große Erziehungsanstalt des Menschengeschlechtes“ (209) war. Erziehung zum Chaos: undenkbar!

Geholfen bei der Suche nach Ordnung haben Ritter „Form“ und „Zahl“ (1852: 130), die bislang in der schulwissenschaftlichen Geographie noch nicht *für diesen* Zweck eingesetzt worden seien. Diese habe sich vielmehr völlig dem anschwellenden Stoff gebeugt, statt ihn beherrschbar und dadurch anschaulicher und vergleichbarer zu machen. Gewinnen wollte Ritter seine Herrschaft über die Stoffmassen durch geometrische „Kern- oder Grundgestalten“ (131), wie Quadrat, Rechteck, Rhomboeder, Trapez, Ellipse, Kreis, Dreieck, Fünfeck oder irgendeine andere geometrische Figur, die über die Räume, zunächst ihre Hauptmassen, gelegt werden sollten.

„Auf eine consequent für das Ganze der Planetenoberfläche durchgeführte Weise würde sich diese, ihren horizontalen Räumen nach, auf eine bequem überschauliche Art, in eine gewisse Anzahl keineswegs willkürlich erdachter, sondern der Natur ihrer Ausbreitungen entsprechender geometrischer Figuren umfassender oder untergeordneter Größe zerlegen lassen, mit deren Combination dann die geographische Wissenschaft ein leichteres Spiel haben würde, für elementare wie für wissenschaftliche Betrachtung (die ja in Eins zusammenfallen), als mit der unübersehbaren Masse schwerfälliger und umständlicher Beschreibungen, die nur zu endlosen Einzelheiten führen“ (1852: 130f.).

Anschließend sollten die Abweichungen („Irregularitäten“) der realen Räume von diesen Figuren bestimmt werden, ihr „Ueberschuß oder Mangel“, wodurch jeder Länderraum „als ein anderer“ (1852: 132) erscheine und in seiner Individualität erfasst werden könne. An die Stelle weitläufiger und langweiliger, nicht zuletzt unsicherer Beschreibungen würde eine überschauliche Systematik treten, die auch zur „Charakteristik politischer Länderabtheilungen“ dienen könne, weil diese sich nun „als leicht bestimmbare Theile und Abschnitte jener geometrischen Figuren“ (136) betrachten lassen würden. Dieses Verfahren gehört in die Tradition des damals in Schwung kommenden schulischen Kartenzeichnens, bei dem einfache geometrische Figuren als Hilfsmittel dienten, um die realen Umrisse der Räume zeichnerisch besser zu treffen und danach ohne Vorlage leichter aus dem Kopf reproduzieren zu können. Später nutzten Vertreter der Geopolitik das Mittel geometrischer Figuren, um mittels suggestiver Kartographie aus der Differenz zwischen *Idealform* und *Realform* politische Forderungen abzuleiten. Ritter gehört somit auch in die Vorgeschichte der Geopolitik. Im Einzelnen erkannte er für die Alte Welt, dass:

„die vorherrschend ovale Ausbreitung Afrika's, die rhomboëdrische [oder „mehr trapezoidische“ (1862: 205)] Asiens und die trianguläre Europa's auch dreierlei Dimensionsverhältnisse derselben bedingen, deren größte Gleichförmigkeit in Afrika (gleiche Länge und Breite in den Richtungen der Meridiane wie der Parallele) der größten Differenz in Europa gegenübersteht, das mit doppelter, fast dreifacher Länge von Ost gegen West mit stufenweis abnehmender Breite die Spitze seines Triangels dem atlantischen Ocean zukehrt, seine größte Breite im Osten im Zusammenhang mit Asien zeigt. Afrika, ein in sich geschlossener, kompakter Körperstamm ohne alle Gliederung; Asien, ein gleichfalls kompakter, aber minder geschlossener, mächtiger Körperstamm mit reicher und großartiger Gliederung gegen Osten und Süden; Europa, ein nach allen Seiten aufgeschlossener und nicht nur im Süden und Westen, sondern auch im Norden, wie im Innern gegliederter Körperstamm, dessen Verzweigung gleiche Bedeutung, wie der Stamm, für den Gang seiner Kulturentwicklung gewinnen konnte, die, bei dem minder kolossalen Areal und dem stets überwiegenden Naturreichtum der gesonderten Glieder gegen den Stamm, dessen Massen auch alle Vortheile der Gliederung zuführen konnte“ (1852: 229f.).

Zu den Formen kamen die Zahlen, die nicht nur die Höhen der Berge, die Längen der Flüsse und die Längen der Küstenlinien betrafen, vielmehr ging es Ritter darum, diese Zahlen

in alle möglichen rechnerischen Beziehungen zu setzen. Erst dadurch könne „eine *wahre geographische Verhältnißlehre*“ (137) entstehen und in Kombination mit den geometrischen Gestalten die wahre Natur der Erdräume verstanden werden, anders gesagt: die Geographie zur Wissenschaft werden. Da nun die Erdräume sich für Ritter aus verschiedenen geometrischen Gestalten zusammensetzten (s. o.), einer Hauptform für den „Stamm“ und weiteren kleineren für die peripherischen „Glieder“, sollte der Anteil Letzterer an der jeweiligen Hauptform quantitativ bestimmt werden. Ebenso der Anteil „abgerissener Glieder“, d. h. der Inseln.

„Die Relation der Küstenentwicklung zum Areal ist ein Hauptmoment in der Bestimmung des maritimen Charakters der Continente, im Größten wie im Kleinsten. Eine (...) Untersuchung zeigte, daß die Entwicklung der Gestade Europa's, bei dreifach geringerem Areal als Afrika, sich doch fast doppelt so groß verhalte und die außerordentliche Länge von 5400 geogr. M. erreiche, den Umfang der ganzen Erde, die Küstenlänge jenes Erdtheils aber nur 3800, die von Asien, des 5 mal größern Areals als Europa, nur 7000, und daß die in dieser Hinsicht sehr abweichenden Werthe der Erdtheile nach Stamm, Gliederung und Isolirung ungefähr diesen Zahlenverhältnissen entsprechen: bei Afrika wie $1.0.\frac{1}{50}$, bei Asien wie $4.1.\frac{1}{8}$, bei Europa wie $2.1.\frac{1}{20}$ u.s.w.“ (1852: 141f.).

All diese Triangel-, Rektangel-, Trapez- und sonstigen Länder sowie die ausgetüftelten Zahlenverhältnisse dienten Ritter zwar einerseits ganz pragmatisch zur besseren Bewältigung der Beschreibung der räumlichen Verhältnisse auf der Erdoberfläche, doch steckte für ihn in diesen „Figuren, Gestaltungen, Stellungen und (...) deren gegenseitige Verhältnisse“ bei Weitem mehr. Sie waren für ihn Hinweise auf „Keime“ (1852: 105) einer schon realisierten, gerade ablaufenden oder noch bevorstehenden Entwicklung des Planeten und zugleich „Fingerzeige“, die auf „ein höheres Gesetz (...) für das Leben der Erde“ (212) verwiesen, auf „Spuren einer höhern Symmetrie und Harmonie“ (224). Damit korrespondiert, dass sich für Ritter hinter allen Zahlenreihen und sonstigen quantitativen Verhältnissen nicht nur rein statistische, sondern Wirkungsverhältnisse verbargen, die einen bestimmenden Einfluss auf „den ganzen Entwicklungsgang des Menschengeschlechts“ (240) ausübten. In der „Ungleichheit der Areale wie der Formen“ liege „das Geheimniß der systematischen, innern, höhern planetarischen Anordnung einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Kräften und unsichtbaren, ineinandergreifenden Wirkungen, durch welche Natur und Geschichte ihren gestaltenden Einfluß gewinnen“ (240). Dieser Gang der Weltgeschichte folgte dem Ost-West-Gang der Sonne:

„Wie die Zeit vom Morgen zum Abend, von Hoffnungen zu Erfüllungen, den heißen Mittag durchschreitet, bis die alles beschwichtigende Nacht (gleich der polaren Erdseite) außerhalb jenes Verlaufs als Gegensatz auftritt, ebenso liegen auch im Raume: Orient in Asien zum heißen Libyen und dem Occident in Europa, und ebenso wieder die ganze Alte Welt gegen die Neue im Westen, als Orient und Occident kosmisch vertheilt. Das hohe Alterthum und die Neuzeit, die Vergangenheit, Gegenwart, Zu-

kunft, die Wiege der Völker, ihrer Geschichten und Kulturen, in dem Orient; der Fortschritt des entwickeltern Völker- und Staaten-Lebens, wie des ganzen Ideenkreises und seiner Einwirkungen, im Occident – Alles dies tritt nur im Causalzusammenhange und gesetzmäßig mit der Gruppierung der kosmischen Weltstellung der Gesamtmasse des Planeten hervor“ (1852: 225f.).

Nichts blieb allerdings für Ritter, wie es einmal war. Denn die verschiedenen Planetenstellen hatten ihm zufolge „für die verschiedenen Perioden der Geschichte verschiedenartige Mitgift, Begabungen, Empfänglichkeiten, aber auch eigenthümliche Entwicklungsfähigkeiten erhalten“ mit der Konsequenz, dass „die Civilisation (...) den für gewisse Perioden bevorzugten Räumen der einen Seite des Erdballs allerdings den allein herrschenden Einfluß genommen und auf andre Räume übertragen“ (1852: 227) habe. Dahinter steckte Ritters Annahme, „daß jedem Raumverhältnisse an sich, von Thätigkeiten erfüllt gedacht, nothwendig auch Zeitverhältnisse entsprechen, welche von jenen Stellungen, Figuren, Gestaltungen [der Räume] abhängig sind, wodurch allein schon ein mannigfaltiges System von Erscheinungen, in Berührungen, Trennungen, Wanderungen, Wechselwirkungen, nach dem Nebeneinander- oder Auseinanderliegen der Theile und nach der Zeitfolge ihrer Ein- und Gegenwirkungen, stattfinden mußte“ (105).

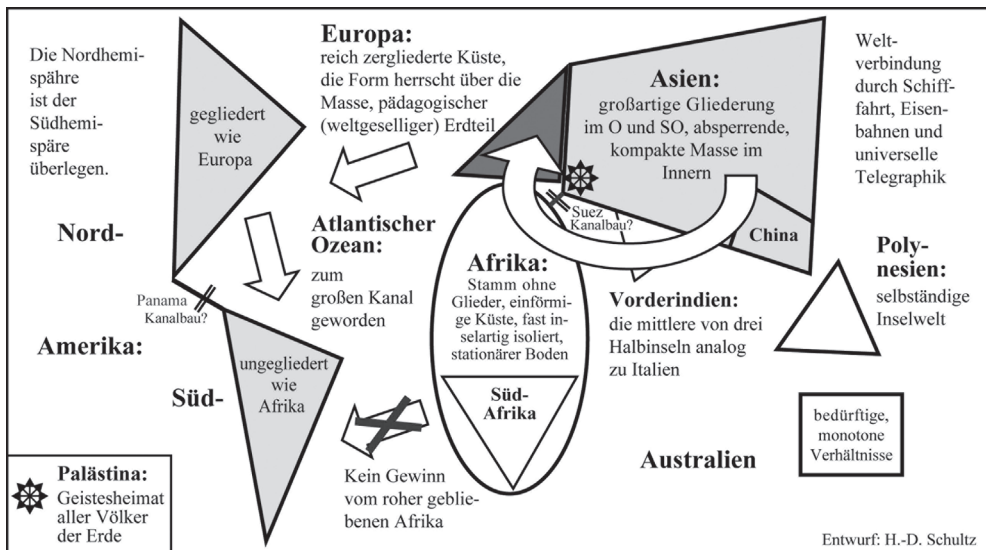


Abb. 2: Ritters Weltbild: die „Kernfiguren“ der Kontinente im „Entwicklungsfortschritt“ der Menschheit

Hätte, spekulierte Ritter, „die höchste Steigerung einer Kulturentwicklung der Völker mit einer begabtesten Planetenstelle zusammenfallen sollen“, so würde „das Locale dazu“ auf einer der großen Inseln von Ceylon bis Neu-Guinea gewesen sein, denn hier erscheine „das physicalische Leben des Erdballs in seiner höchsten Potenz“ (1852: 238). Eine solche „insulare Zerspaltung“ hätte allerdings, wäre sie für den gesamten Planeten gegeben gewesen, eine „gänzliche Unverbundenheit für die Völker der Erde“ (238) zur Folge gehabt. Hier nun kam für Ritter Europa ins Spiel, das „die günstigste Berührung und Durchdringung, wie die vollkommenste Ausgleichung der Gegensätze der flüssigen und festen Formen auf dem ganzen Planetenrund“ aufweise, „ohne die Nachtheile jener zu starken Gliederung oder Zerreißung der sundischen Welt, welche den vollkommendsten Gegensatz zu dem Mangel aller Gliederung in der größten Concentration der Massen“ (238) zeige.

„Zwei Extreme von Länderbildungen in der Zerreißung der Planetenrinde jenes Polynesiens, wie in der compactesten Massenanhäufung Afrika's, die beide ungleichartig nämlich entgegengesetzt auf Natur- und Völkerverhältnisse wirkten, aber beide hemmende, nachtheilige Einflüsse auf die Entwicklung der ursprünglichen Bewohner ihrer Räume ausüben mußten. Dort, im Maximum der Zerspaltung, die Malaienvölker der Sundagruppe, der am meisten in sich feindlich zerrissene Völkerstamm der Erde; hier, im Maximum der compactesten Massen, auch die dichtgedrängtesten schwarzen Völkergruppen in den eigenartigsten Naturumgebungen und am einförmigsten wie am wenigsten entwickelt“ (1852: 238f.).

Zwischen diese beiden entwicklungsunfreundlichen Extreme sei Europa als „der pädagogische Erdtheil“ (1863: 23), d. h. der „für Veredlung der Menschen und Bürger (...) gedeihlichste Welttheil“ (1852: 201) gestellt worden. Schon in seiner „Uranlage“ habe es durch sein überschaubares Areal, durch seine reiche Küstenentwicklung, Gliederung und Inselbildung die „Mitgift“ erhalten, die es trotz seines Mangels „an frappanten Naturschätzen“ dazu befähigt habe, „eine verarbeitende Werkstätte aller Gaben und Ueberlieferungen“ erst nur der Alten Welt, dann auch der Neuen Welt zu werden, weil diese Werkstätte „für Alles am empfänglichsten war, auch am freiesten von den Naturgewalten und Naturfesseln der besondern Lokalitäten des Erdballs sich bewegen lehrte, und ihre Bevölkerungen am humansten sich entfalten konnten“ (239). Kein anderer Kontinent hätte diese Aufgabe in der Weltordnung Gottes, wie sie Ritter sah, übernehmen können; Europa konnte also gar nicht anders, es *sollte* und *musste* diese Werkstätte der Welt werden, weil es von Gott diese *universelle Anlage* mitbekommen hatte. Dazu bedurfte es allerdings der „Kunst der Weltschiffahrt“, erst sie habe

„seit drei Jahrhunderten allen Continenten und Inselgruppen eine neue Belebung, eine frische Befruchtung, ja eine andre Weltgeschichte geschaffen. Das universelle Element der europäischen Colonisation hat der Bevölkerung des ganzen Erdballs einen neuen Schwung mitgetheilt. Die früherhin trennenden und todten oceanischen Gewässer haben erst alle localen Verhältnisse unter sich zum Besten der menschlichen Gesellschaft in Verbindung gebracht, dem Ganzen zur Einheit verholfen“ (1862: 240).

Würde Europa aber auch auf Dauer der „Schwer- und Mittelpunkt“ (1863: 27) der Welt bleiben? Eher wohl nicht. Vorsichtig deutete Ritter die künftige Führungsrolle Amerikas

an. Dieser Doppelkontinent zeichnete sich ihm zufolge dadurch aus, dass er „als Erd-individuum“ einerseits „die Gegensätze und die Verdoppelungen der Formen der Alten Welt“ wiederholte, andererseits aber diese „in andern Normalrichtungen, nicht von O. nach W., sondern von Nord nach Süd, in sich“ (1852: 241) vereinigte. Vor allem der Norden Amerikas zeigte laut Ritter „eine große Analogie mit Europa's Gestaltung“ (241), es war für ihn „ein transatlantisches Europa“ (118), das „durch seine maritime Lage zur nothwendigen wiederholten Schiffer-Entdeckung von Europa (nicht von Asien) aus bestimmt“ und „von Anfang an ganz vorzüglich am empfänglichsten ausgerüstet für die Aufnahme einer europäischen Civilisation“ (242) gewesen sei. Für die Zukunft prophezeihte Ritter dem „noch jugendlichen amerikanischen Doppelcontinent in seiner wahrhaft kolossalen meridionalen Entfaltung“ ein „leicht“ vorauszusehendes Übergewicht des Nordens über seine „südlichen Gliederungen“ und „eine neue strahlende Welt der Zukunft im Süden“ (244f.).

In seinen Europa-Vorlesungen, von Daniel herausgegeben, warf Ritter die Frage auf, ob Amerika, das „sich ganz passiv nur dem europäischen Fremdling hingegeben“ habe und so „ein verjüngtes Europa“ geworden sei, „ebenso geistig productiv, so erfindungsreich“ und „so weltgestaltend“ erweisen werde, „wie es massenhaft“ (1863: 22) sei. Grundsätzlich schloss er „analoge Erscheinungen“ (24) nicht aus, doch sei dies noch nicht zu übersehen. Von selbst aber habe Amerika, der zweite „Culturerdtheil des Planeten“ (27), sich nicht auf gleiche Weise selbst entwickeln können; denn ihm hätten, abgesehen von seiner „räumlich zu weit“ abgelegenen Lage gegenüber der Alten Welt auch deren „Cerealien und die Hausthiere“ (25) gefehlt. An anderer Stelle nennt Ritter übrigens Europa-Asien die „beiden vereinten alten Kultur-Erdtheile“ (1852: 119).

So verlief der Siegeslauf des Menschen im Kampf gegen die Nötigungen und Zwänge der Natur, dem Ritter mit seinem Vortrag „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft“ 1833 (hier zit. n. Ritter 1852) ein fulminantes Denkmal gesetzt hat, bei ihm gleichsam nach dem Muster der *Translatio Imperii* ab: Er hatte im Osten begonnen, in Europa seinen alles beschleunigenden Treibsatz gefunden und würde (vermutlich) via Amerika seiner Vollendung weiter entgegengehen (vgl. Abb.2). Mögliche Durchbrüche von Landengen, wie Panama und Suez, würden „die Ausbildung des tellurischen Erdrings“ (1852: 20), die fortschreitende Vollendung der Naturanlagen aller Weltteile noch beschleunigen. All dies musste so ablaufen! Gelegentliche *Gedankenexperimente*, bei denen Ritter z. B. Inselgruppen tilgte oder verlegte (1862: 222, 234), sollten genau dies verdeutlichen. Wären sie Realität gewesen, wäre der Gang der Dinge ein ganz anderer gewesen, und so dienten sie Ritter allein der Illustration der *geographischen Notwendigkeit*. Das war (für Ritter) Naturwissenschaft!

Selbst Schwarz-Afrika, schon durch seine grobe „Eiformgestalt“ (1862: 203) Zivilisationsfeindlichkeit signalisierend und auch sonst neben dem Rektangel Australien am wenigsten mit Keimen für eine selbständige Entwicklung ausgestattet, würde in ferner Zukunft in die völlige „Bemeisterung“ (1852: 245) der Natur durch den Menschen einbe-

zogen werden. Keine Weltstellung der Erdteile würde je so bleiben, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt war: „Die Erdnatur, die tellurische Physik kann nach und nach durch die geistige Herrschaft des Menschen und durch den Fortschritt der Jahrhunderte, in Bezug auf das Gesammtleben der Völker, nach allen Seiten hin ganz veränderte Gestalten und Werthe gewinnen“ (173). So habe die „Weltverbindung“ der maximalen Annäherung der Erdteile der Alten Welt ihre einst „für das Ganze überwiegende Bedeutung“ (179) genommen.

Jede Zeit hatte somit für Ritter „auch eine andere tellurische Physik“ (1952: 179), die Erdräume waren für ihn eben nicht nur von den Gesetzen der Physik bestimmt, sondern unterlagen in ihren Verhältnissen auch einem *historischen* Element, einer historischen Gesetzmäßigkeit. So ging Ritter davon aus, dass „das Verhältniß der Größe der Erdräume (...) mit dem Fortschritt der Civilisation und ihrer gesteigerten Kunstmittel überall, wie mehr und mehr jedes physische Element des Planeten, als ein untergeordnetes“ im Prozess des weiteren Fortschreitens der Zivilisation „zurücktreten“ (118) werde. Das unterschied nach Ritter die Geographie wiederum von den Naturwissenschaften. Und so erhoffte er sich von der Kartographie, dass diese neben der Darstellung der „wirklichen Raumdistanzen“ (179) ein Mittel finden werde, die Zeitverhältnisse so einzutragen, wie „diese Räume wirklich erreicht und durchschnitten werden können und gegenseitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten“ (180), mit andern Worten: Relativkarten.

„Wie würden aber dann die einen Räume schwinden, die andern sich ausdehnen, die Höhen sinken, die Uebergänge sich mehren; Europas Gestalt würde noch, in manchen Theilen wenigstens, am meisten sich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältnisse sich decken. Aber in Asien würde schon die südliche Gestadewelt viel zu sehr sich zusammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgesunkene Inner-Asien mit Gestadelinien ganz zu umgrenzen, und so würde fast auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältnisse die seltsamsten Zerrbilder der positiven leblosen Formen hervorbringen“ (1852: 180).

Ritter betonte jedoch, das einen solches Kartenzerrbild „blos die mathematische Seite, die leblose Landkartenansicht sein würde“, die sich nicht vermessen sollte, „als inhaltvolles Lebensbild der Anschauung zu dienen“ (1852: 181).

Das also war die von Ritter selbst immer wieder betonte Abkehr der neuen „wissenschaftlichen“ Geographie von der traditionellen „Compendiengeographie“. Indem er „das planetarische Ganze, das wir unser Erdsystem nennen“ (1862: 197) – also die Erde inklusive ihres anorganischen Materials – als lebendigen, von Gott geschaffenen „Organismus“ begriff und in den Erdräumen die Organe dieses Organismus erblickte, die durch ihre „Gestaltung“ und *wandelbare* „Weltstellung“ und durch ihre unterschiedliche „Begabung“ bzw. „Befähigung“ sein „historisches Leben“ (1852: 163) ausmachten, hatte er seinem Selbstverständnis zufolge die Voraussetzung geschaffen, die bisherige Erdbeschreibung, die er als ein bloßes Aggregat von toten Faktenmassen kritisierte, zu überwinden. An die Stelle einer bloßen Addition von Räumen, die nach gleichförmigem Schema abgehandelt wurden,

trat ein von Gott gewollter Werdegang des Planeten, bei dem jedem Erdteil in Abhängigkeit von den Verhältnissen der Zeit eine „eigenthümliche Function in dem Gange der Weltentwicklung zugetheilt“ (1852: 243) worden war, „um zu seiner Zeit einzugreifen in den Weltengang der Dinge“ (1862: 198). Immer wieder distanzierte sich Ritter daher von der Kompendiengeographie und stellte ihr seine ganzheitliche Auffassung entgegen:

„So wenig im thierischen Organismus ein einzelnes Glied, ein einzelnes Organ herausgerissen aus dem physiologischen Zusammenhange des Ganzen begriffen werden kann in der Wesenheit seiner Natur, so wenig kann ein einzelner Ländertheil seinen wesentlichen Verhältnissen nach für sich erschöpfend aufgefaßt werden, wie der herkömmlich zerhackte Zuschnitt der Compendiengeographie zeigt, da diese nur mit absolut todtten Massen zu thun zu haben glaubt. Wir sehen dagegen in jedem Länderraume nur ein Glied, dessen Erscheinungen und Verhältnisse sich nur aus dem Zusammenhange mit seinen Umgebungen nachweisen lassen, dessen Function im Besondern nur aus dem System des Ganzen hervorgehen kann, weil der Erdorganismus eben dieses Ganzen auch gestaltend jedesmal einwirkt auf das Besondere“ (1850: 12).

Diese Betrachtung der Räume als Organe eines lebend(ig)en Ganzen, das eine Entwicklungsgeschichte besitzt, die von der vorgegebenen „Gestalt“, „Anordnung“ und „Mitgift“ der Räume gesteuert wird und ihrerseits wiederum auf die Räume zurückwirkt, ist der Kern der Ritterschen „Weltgeographie“, d. h. seines globalen Denkens. Eifrig war er bemüht, die „Weltstellung“ der Räume (ein zentraler Begriff seiner „Weltgeographie“) und ihre zeitbedingte Rolle beim Siegeszug des Menschen über die Erdnatur via Karte, Zirkel und Lineal mess- und berechenbar zu machen und so der Geographie im Verbund mit der Geschichte formal den Anschein einer *Naturwissenschaft* zu geben. Die von der Historikerin Iris Schröder in ihrer detailgesättigten, gleichwohl theoretisch reflektierten wissenschaftshistorischen Studie über „Globale Geographien“ erwähnten bekannten Aspekte – die Verknüpfung „mit der Geschichte“ und „insbesondere“ Ritters „Rekurs auf Natur“ (2011: 84) – reichen daher nicht aus, um ihn als einen der „globalen Geographen“ zu präsentieren, d. h. als einen der europäischen Geographen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ihre „neuen Expertisen, Raumbilder und Muster (...) explizit als Teil einer weltumspannenden Ordnung gedacht“ (278, Fußn. 18) haben. Sie müssen ergänzt werden durch sein die Gesamterde umfassendes *teleologisches* Weltverständnis, bei dem die Entwicklung der Teilräume immer auf den Entwicklungsgang des Ganzen bezogen wird. Erst so wird deutlich, was für Ritter *globales Denken* bedeutete.

4 Zur Weltstellung Chinas und der Chinesen

Ausgangspunkt zur Bestimmung der Stellung Chinas im geographischen Gang der „Weltgeschichte“ ist in der einschlägigen Literatur seine Stellung innerhalb Asiens. Im Gegensatz zu Europa erscheint Asien bei Geographen als „der Erdteil der Extreme, der Superlative“, wie noch 1966 ein Aufsatz zu China feststellt, um nach Aufzählung einer Reihe von

Extremmerkmalen zu konstatieren: „In diese Welt ist China eingegliedert“ (Egli 1966/1975: 141). Entsprechend der „gewaltigen Ausdehnung“ Asiens, schrieb Johann Justus Rein 1894, würden „auch die sonstigen Hauptzüge seiner physischen Natur majestätische Verhältnisse“ und „große Gegensätze“ (496) zeigen. Von Hermann Guthe erfuhren die Leser seines Lehrbuches, dass Asiens Stamm „übermäßig groß“ geraten und „durch den ungünstigen Gebirgsbau“ im Innern „von den Gliedern ungünstig isolirt“ (Guthe 1868: 169) sei. Beschreibung und Wertung, hier mit deutlich abwertendem Ton, fließen ineinander, auch bei Alwin Oppel, der zwar einerseits „von einer wahrhaft großen und genialen Idee, von den reichsten Mitteln und der gewaltigsten Kraft“ sprach, welche die Natur in Asiens „Grundriß und Aufbau, Plastik und Ornamentik, Staffage und Farbe“ (1884: 385) gesteckt habe, aber gleichzeitig die „asiatischen Landschaften“ als „vielfach fremdartig und unharmonisch“ wirkend präsentierte: „die Gegensätze sind oft zu schroff und grell, die Dimensionen zu kolossal; dem gewaltigen Gliederbau fehlt das Ebenmaß, den weiten Flächen die reizvolle Abwechslung; wir gewinnen den Eindruck ungegliederter, ungeschlachter Massen und vermissen den planvollen, künstlerisch durchdachten Aufbau und die maßvolle Schönheit. Die asiatische Landschaft ist groß, aber auch grotesk; sie ist anziehend, aber auch bizarr; sie ist reich, aber auch überladen und schwerfällig“ (387).

In politischer Hinsicht galt Asien im 19. Jahrhundert „vorzugsweise als der *Welttheil der Vergangenheit*, des Verfalls und der Trümmer“, auch wenn es „mit seinen unermeßlichen Mitteln stets eine Rolle in der Weltgeschichte“ (Reuschle 1858/I: 167) spielen werde. Es habe, meinte Rein, trotz einer „günstigen Weltstellung (...) seinen ehemaligen Einfluß auf die Geschieke der Menschheit nicht behauptet“, sondern sei parallel zum Aufstieg Europas „in Lethargie und Barbarei“ (1894: 497) verfallen.

Immerhin können sich, wie Ritter stets hervorgehoben hat, „Weltstellungen“ ändern. Würde beispielsweise der auch von ihm favorisierte Bau des Panamakanals realisiert, würden Asiens Ostküsten und die Westhälfte Europas „in directen Verkehr“ (1852: 174) treten. Noch aber stand China für Ritter isoliert da: „eine Welt für sich, in physikalischer, wie in anthropologischer und politischer Hinsicht“ (Ritter 1834: 726). Alles, was für Ritter China ausmachte, war auf einen einheitlichen Ton abgestimmt, auf *Einförmigkeit*:

„Hier bildet ein von der übrigen Welt abgesondertes Volk, sich wie Insulaner, mit einem sich selbst bewundernden Egoismus, auf eine so höchst eigenthümliche Weise, zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des einzelnen Menschen da außerordentlich zurückgedrängt werden mußte. Der Charakter des Gesamten hat den des Individuums verschlungen. (...) Sehr einförmig in sich, sehr genau verbunden unter sich, sehr abgesondert und geschieden von allem Uebrigen, in jeder Hinsicht zu Lande und zu Wasser sehr schwer zugänglich für alles Fremde. So einartig wie die Physiognomie der großen Provinzen des Reichs, so einförmig scheinen Flora und Fauna, Clima und Art des einzelnen Menschen, nach Physiognomie, Gestalt, Bildung. Eben so einartig sind über ein so ungeheures Areal dieselbe Garten- und Ackerkultur verbreitet, dieselben Industriezweige und Fabrikate, dieselben Sitten und Manie-

ren, derselbe Volkscharakter von einer Grenze des Reichs zur andern. Ebenso ein syllbig ist die Sprache, so beengt und doch in sich vollendet die Bearbeitung ihrer Künste, ihrer Wissenschaften, so abgeschnitten und beschränkt ihr ganzer Ideenkreis“ (Ritter 1834: 726f.).

Die Ursachen für Chinas früh gewonnene, aber dann stationär gewordene Entwicklung fand Ritter nicht allein in „der Menschenraçe, der Polygamie, der Religion, der Gesetzgebung, der Despotie, der Industrie der Chinesen u. s. w.“, sondern auch in der *Landesnatur*. Zwar würden sich die „Grundursachen eben nicht“, will wohl heißen nach ihren speziellen Anteilen, „entziffern“ lassen, doch sei gleichwohl anzunehmen, dass sie „nicht außerhalb des Kreises der Lokalität stehen, in der sie auftreten, und daß der Naturtypus mit zu diesem Ganzen der Erscheinung gehört“ (1834: 726), darunter „das Plateau von Hoch-Asien, das sie von drei Seiten umschließt“ (727), und „die flüssige Form, das Wasser, die Ströme, der Ocean“ (726). Allerdings hätten Letztere „nur“ zu einer „generellen Art“ der Anregung der Kräfte gereicht, „zur Befriedigung der Triebe des irdischen Menschen, ohne den höhern Sinn“, nicht dagegen bis zu einer Cultur der Ideen“ (726):

„Das oceanische Gebiet wirkt überall als gleichförmig anregende Kraft auf die Menschen als eine Masseneinheit, auf den Leib, nicht auf den Geist der Völker. Daher bedingt es überall, wo es wirkt, Entwicklung der untergeordneten Geistes- und Körperkräfte, schärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Industrie, weckt den Handel und Wandel der Völker. Der Ausbildung des Menschen, als Individuum, wie bei vielen Inselvölker, oder seiner ideellen Entwicklung, scheint der vorwaltende Einfluß des oceanischen Gebietes nicht günstig zu seyn. Dessen Naturgewalt bannt die Völker mächtig in seinen Zauberkreis“ (1834: 726).

Die von seinem philosophischen Ansatz her von vornherein unterstellte Harmonie zwischen Natur und Kultur verleitete Ritter gar zu der Analogie: „Scharf geschnitten wie ihre Physiognomie [die der Bewohner] (...), ist auch die Physiognomie und Form des Landes, viereckig, und ihr Selbstbewußtseyn zu einer Schärfe gesteigert, die in Erstaunen setzt“ (1834: 627).

Auch in seiner Europa-Vorlesung ging Ritter entsprechend seines vergleichenden Ansatzes auf Asien ein. Asien habe sich als unempfänglich gegenüber allem Ausländischen gezeigt und sich „in seine eigenen orientalischen, unwandelbaren Formen festgerannt“, sei dadurch „seit vielen Jahrhunderten aber auch zum Stillstand gekommen“, „seine abstoßende Gewalt“ werde „noch lange Zeiten hindurch bei den Chinesen, bei den Hindu jede Culturbemühung der Europäer vereiteln“; seine Völker seien „die schwerzugänglichsten Völker der Erde“; stets hätten seine „Culminationen (...) Despotie ausgeübt“ (1863: 21f.). Speziell vom Chinesen und Araber heißt es, sie seien „stationair auf ihren einmal errungenen nicht unbedeutenden Stufen der Entwicklung [stehen] geblieben“, und dem Europäer hielt Ritter vor Augen, dass der Brite in Indien „seinen empfänglichern und verarbeitenden Charakter als Europäer zu verlieren“ (22) drohe. Immerhin musste das nicht so bleiben, wie das „historische Element“ (s. o.) in der Entwicklung von Ländern und Völker besagte,

und so relativierte Ritter bei der Charakterisierung Chinas dessen Abgeschlossenheit als „Welt für sich (...) bis jetzt“ (726). Die Zukunft Chinas blieb offen!

Für Kapp, den Herder-Ritter-Hegel-Schüler, war entscheidend, dass die Chinesen (wir wissen es heute besser) nie „oceanische Weltfahrten“ (1845/I: 104) versucht hätten, weil sie bereits genug damit zu tun gehabt hätten, ihr „oceanisches Gebiet“ zu entwässern und zu kultivieren. Die Schifffahrt auf ihren „ausgedehnten Binnengewässern“, „dem von der Natur vorbereiteten künstliches Canalsysteme“, habe sie den Gegensatz von Land und Meer nicht empfinden lassen und damit verhindert, „eine höhere Stufe geistiger Entwicklung“ zu erreichen. So seien „die Chinesen, in sich befriedigt, bei einer früh gewonnenen Einheit ihrer Cultur mit ihrer Natur ein stationäres Volk geblieben“. „Wir sehen den Chinesen nicht befähigt, in den Gegensatz des continentalen und des oceanischen Elements einzugehen, sehen ihn vielmehr ohne oceanische Impulse in seiner Continentalnatur continenter verharren, und nur in den bloß verschiedenen Richtungen continentaler Thätigkeit, dem Landbau und der Flusschifffahrt sich bewegen“ (104). So habe der Chinese zwar in den „chinesischen Niederlanden (...) die höchste Stufe der Vollkommenheit und Gliederung des Einzelnen zu bewundernswerthem Zusammenhang erreicht“, doch habe sich „in der Stickluft einer zu üppigen Vegetation materieller Befriedigung eine rein geistige Blüthe nicht erschließen können“ (104). Um den Ozean sich anzueignen, bedürfe es aber „einer höhern Stufe geistiger Entwicklung“ (104), die den Chinesen gefehlt habe.

Als Gesamtergebnis konstatierte Kapp, „daß im chinesischen Reiche der Geist überwiegend von der Natur bestimmt“ werde: „Das wasserarme *Hochland* sendet seine schweifenden Bewohner dem Laufe der Gewässer nach in die Thalebene des Doppelstromlandes. Dieses bannt durch seine Fruchtbarkeit den Menschen zur Thätigkeit des Ackerbau's und zur Gewinnung physischer Bedürfnisse“ (1845/I: 108f.). „Da in einem solchen Zustand an sich jede Veränderlichkeit ausgeschlossen“ sei, „so dauerte das Verharren in dieser Stabilität um so mehr fort, als China durch die abgeschlossene Räumlichkeit des Landes aus seiner Selbstgenügsamkeit und Verriegelung nicht heraus“ (109) gekonnt habe. Über Land habe nur „eine auf die Naturwege isolirter Pässe beschränkte Communication“ mit zudem selbst kulturell tiefstehenden Völkern stattfinden können, „ein Anstoß vom Meere her“ sei „der europäischen Intelligenz vorbehalten“ (109) gewesen. Die völlige Aufschließung der noch unbekannten chinesischen Welt werde „die That der oceanischen Völker Europa's sein“ und „mit dem sichtbar in Europa sich vorbereitenden Neuwerden der Dinge“ (1845/II: 358) zusammenfallen:

„Jetzt sind abermals [wie vor 300 Jahren „die allgemeine Benutzung des *Schießpulvers* im Kriege, die *Buchdruckerkunst* und die *transatlantischen Entdeckungen*“] drei ähnliche, aber in Verbindung mit jenen] um so gewaltigere Mächte in die Geschichte eingetreten: die *Dampfkraft*, die *Telegraphie* und die *chinesische Welt*. Damals erfolgte die Reformation; jetzt steht eine ähnliche gründliche Mauser des Zeitgeistes bevor, d. h. eine alle Verhältnisse des Menschenlebens erfassende und durchdringende Reform. Die zerstörende Gewalt des Schießpulvers in Verbindung mit Dampfbooten, die

geistige Mittheilung durch den Typendruck gesteigert durch die blitzschnelle Gedankenpost des elektromagnetischen Telegraphen, die neue Indianerwelt Amerika's und Australiens ergänzt durch das älteste Culturreich der Erde – das sind die Mächte, die so gewiß eine neues Zeitalter heraufführen werden, wie die Sonne den Tag bringt“ (1845/II: 358).

Für die ferne Zukunft, in Jahrhunderten gedacht, imaginierte Kapp die Erde als ein völlig vom „europäischen Culturdrang“, (1845/I: 439) umgestaltetes *technisch-industrielles* Paradies, in das selbst die heute noch unzugänglich gebliebenen Hochländer, Urwälder und Wüsten einbezogen sein würden. Noch fehlten Europa zwar die Mittel zu einer „vollständigen Unterwerfung“ der Natur des ganzen Erdbodens, doch werde diese Entwicklung nicht aufzuhalten sein; denn „jeder Widerstand der Natur“ sei „immer“ schon „nur ein neuer Anstoß zu einem weitem Fortschritt der Cultur gewesen“ (1845/II: 439). Am Ende dieser Entwicklung stehen für Kapp „Maschinen“, die alle mechanische Arbeit erledigen und „das Geld verdienen“ (443), so dass der Mensch die Muße findet, sich um die Schönheit seines Leibes zu kümmern, um ihn zu einem „Tempel des Geistes“ (444) zu machen.

Auf dem Wege dorthin sah Kapp auf Deutschland eine besondere Mission zukommen. Wie schon einmal in der Zeit der Reformation, werde es erneut „die Geburtsstätte des neuen Geistes sein“ (359). Gesteuert vom „Weltgeist“ Hegels, übernahm Preußen-Deutschland bei Kapp die Führungsrolle beim Gang der Kultur über die Erde. Durch seine „Mittellage“ in Europa dazu befähigt, gleichermaßen mediterrane, kontinentale und ozeanische Bestrebungen zu verbinden, sei es wie kein anderes Land dazu prädestiniert, „von allen Seiten her dasjenige, was alle andere[n] Völker jedes einseitig für sich entwickelt haben, in sich aufzunehmen und zum Gemeingut umgestaltet ihnen zurückzugeben“ (1845/II: 359). Damit wird deutlich, dass das globale Denken im geographischen Diskurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus schon auf bestimmte Weise *nationalisiert* wurde, wenngleich noch mit *kosmopolitischer* Zielsetzung.

Für Oskar Peschel, der die geographische Teleologie der Ritter-Schule massiv kritisierte, standen hingegen in unverkennbarer Bewunderung die *Leistungen* Chinas im Vordergrund: „Der Chinese hat nichts geerbt, er ist ein Autodidact“ (Peschel 1867: 916). Die „Geringschätzung“, „mit der ein originelles Culturvolk gleich den Chinesen auf alle andern Völker wie auf Barbaren“ herabsehe, sei „nicht völlig unberechtigt“; denn das „Abendland“ verdanke ihnen „weit mehr (...) als diese dem Abendlande“ (916). Mehr noch: Wollte man erklären, „inwiefern die gegebenen Naturverhältnisse (...) diese hohe Entwicklung begünstigt haben sollen“, so gerate man „einigermaßen in Verlegenheit“ (916). „Die Chinesische Gesittung“ sei vielmehr ohne die Vorzüge entstanden, denen „das europäische Abendland seine glückliche Entwicklung“ verdanke: „nämlich eine reiche Gliederung, die längsten Küstenlinien, aufschließende Golfe, Inselschwärme für die ersten Versuche der Schifffahrt, scharfe Individualisirung der einzelnen Länderräume und daher auch eine große Mannichfaltigkeit in der Entwicklung der Bewohner“ (917). Chinas Küste und seine Küstengewässer seien dagegen „zur Schifffahrt nicht verlockend“, doch müsse man beden-

ken, dass sich das chinesische Reich „erst spät bis an das Meer und längs dem Meere“ (1877: 395) ausgebreitet habe. Gleichwohl seien die Chinesen bis zum Hafen von Dschidda geschifft.

Für besonders wichtig bezüglich der Entwicklung Chinas hielt es Peschel, „dass das Gebiet der Chinesen der alten Welt angehört, so dass innerhalb seiner Grenzen die besten Culturgewächse und die wichtigsten Haustiere entweder einheimisch vorhanden waren oder sich dahin von Volk zu Volk verbreiten konnten“. In dieser Hinsicht sei „für die Cultur in China [durch die Naturverhältnisse] weit besser gesorgt als in Amerika, von Australien gar nicht zu reden“ (1877: 395). Darüber hinaus seien Metallagerstätten, eine gute Bodenbeschaffenheit und klimatische Vorzüge des Landes zu nennen. „Die tellurische Lage des Reiches“ sei aber „nur insofern vorteilhaft, als [sie] den Chinesen Jahrtausende ruhiger innerer Entwicklung“ ermöglichen habe, „ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten“ (397). Peschel wird nicht müde, seine „Achtung vor den Culturleistungen der Chinesen“ auszudrücken und die lange Rückständigkeit der europäischen Völker zu betonen, die „Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen“ (399) gewesen seien, nicht, wie die Chinesen, Autodidakten. Doch habe diesen eines gefehlt, was schließlich den Entwicklungsgang der Europäer bestimmt habe, „von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung“ gehabt „und für das sie auch schwerlich eine Schlüssel Reis“ gegeben hätten: „Dieses eine unsichtbar Ding nennen wir Causalität“ (400). Unzählige Erfindungen habe Europa sich von ihnen angeeignet, aber es verdanke ihnen „nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen“ (400).

Argumentierte Kapp mit der Landesnatur und Peschel mit der Eigenleistung der Chinesen, ohne speziell auf die Rasse zu verweisen, so tat Karl Andree genau das. Für ihn waren es „besondere Racenanlagen“ (1868: 19), die für die Über- oder Unterlegenheit einer menschlichen Großgruppe sorgten. Aber Völker, die „für höhere Zwecke unbrauchbar“ seien, trete die Natur „mit eisernem Fuße nieder“ (21). Nicht so den Chinesen! Der Chinese könne in den verschiedensten Klimaten leben, er arbeite „flüssig“, sei „ein *cooperativer* Mensch“ und komme „in der Scala intellectuellen Begabung (...) gleich hinter den Europäern“ (20). Nur ihm gegenüber müsse er „in zweiter Linie zurücktreten“, den anderen Rassen sei er dagegen ethnisch überlegen, denn er gehöre „einem uralten *Culturvolk* an“ (20). Daher sei jetzt, wie früher schon für den „activen Europäer“, die Reihe „auch an jene 300 Millionen weizengelber Ostasiaten gekommen“, „kosmopolitisch zu werden“ (21). Gerne wollte er Chinesen in das tropische Amerika und nach Afrika schicken, weil sie arbeiten, methodisch und andauernd arbeiten“. Manche Teile Afrikas würden „für die Welt erst nutzbar werden, wenn statt der Neger und der für den Ackerbau ungeeigneten Kaffern chinesische Ansiedler den Boden in Angriff nehmen“ (20). Andree war sich sicher, dass die Welt „nur“ davon profitieren werde, „wenn der chinesische Exodus großartige Ausdehnung“ gewönne „und der Ostasiater in der neuen Welt den Afrikaner überflügelt“ (1868: 21) habe.

Friedrich Ratzel äußerte sich vorsichtiger. Man dürfe „nie“ die Gefahr übersehen, die

entstehe, „wenn gleichsam *unter* die Bevölkerung der kaukasischen Rasse sich die mongolische wie eine tiefere Schicht“ einschiebe und bereit sei, „die gemeinsamen Arbeiten für jene zu übernehmen und ihr dafür die Erfüllung der höheren und angenehmeren Culturfunktionen zu überlassen“, das gehe höchstens dann „ohne die größten Befürchtungen“ ab, wenn „die Chinesen einer bedeutenden Veränderung durch fremdes Klima, Lebensweise und dergl. und damit einer Annäherung an die Kaukasier fähig wären“ (Ratzel 1876: 265f.), was jedoch unwahrscheinlich sei.

„Die nächste Folge würde daher eine strenge Kastenbildung sein. Aber die höhere Rasse muß nothwendig verkümmern, wenn die niedrigeren Funktionen ihres Organismus einer fremden Rasse übertragen werden. Ohne die regenerierende Kraft, welche der rohen Arbeit des Bauern, Hirten, Tagelöhners inne wohnt, wird ein Volksorganismus auf die Dauer nicht bestehen. Es sind ihm die Wurzeln abgeschnitten, vermöge deren er neue körperliche Kräfte aus den niedereren nach den höheren Schichten führte. Die Rasse dagegen, die für sie die Arbeit übernähme, würde eben durch die Arbeit gestärkt und veredelt werden. Man sieht, es ist nicht bloß eine Frage der ‘billigen Arbeits-hände’, ob es räthlich oder möglich sei, unsere europäischen Arbeiter durch Kuli’s zu ersetzen. Es ist vielmehr ein Problem, dessen Lösung die innere Constitution eines Volkes tief berührt“ (1876: 266).

Die „Idee einer Besiedlung Afrika’s durch Chinesen“, die seines Wissens zuerst von Francis Galton angeregt worden sei, wollte Ratzel jedoch „nicht von der Hand (...) weisen“ und gestand dem chinesischen Volk zu, „überhaupt“ neben Europäern und Nordamerikanern wie sonst kein anderes „Volk der Erde“ dazu berufen zu sein, „den Naturvölkern die fruchtbaren Länder abzugewinnen, die sie sich nicht zu verdienen wissen“, um sie „der Cultur zuzuführen“ (1876: 266). In seiner „Politischen Geographie“ (1897) spielte China hingegen keine bedeutende Rolle. Am bemerkenswertesten sind noch folgende Stellen: „Selbst China, das angeblich so einförmige, leidet chronisch an Absonderungsbestrebungen“ (166). „Wenn es nicht zerfiel, so ist dies außen der glücklichen einheitlichen Lage inmitten schwacher Nachbarn, innen der beruhigenden Gewohnheit des Eingelebtseins in eine für unübertrefflich gehaltene Kultur zuzuschreiben“ (173).

Als China-Fachmann wie kein anderer galt um 1900 Ferdinand v. Richthofen, der sich China im Gegensatz zu Ritter nicht nur aus Quellen am Schreibtisch näherte, sondern auf eigenen Reisen beobachtete. Doch so sehr er an Ritters Chinabeschreibung dessen „großartige Combinationsgabe“ (1877: 687) rühmte (zu Ritters Rolle als „Vorgänger“ v. Richthofens vgl. Osterhammel 1987): Seinem Anliegen, kausale Beziehungen zwischen Mensch und Erde zu finden, stand er bezüglich des modernen Menschen reserviert, ja im Grunde ablehnend gegenüber. Er hielt Ritters Ansatz für wissenschaftlich nicht Entwicklungsfähig, kurz: *eine Sackgasse* (vgl. v. Richthofen 1898, in Engelmann 1983:159). Entsprechend fehlt bei ihm auch das philosophisch-teleologische Moment für die „Weltstellung“ Chinas.

Richthofen bereiste das Land allerdings nicht nur mit dem nüchternen Blick des Forschers, der geologische und morphologische Verhältnisse erkunden, Sammlungsstücke zu-

sammentragen und wissenschaftliche Probleme lösen wollte, sondern auch mit dem pragmatischen (angewandten) Blick des nutzenorientierten Europäers, der es deutschen (wirtschaftlichen und politischen) Interessen erschließen wollte. Schon 1873 machte er Alfred Krupp auf „die Hebung großer Schätze von Kupfer, Zinn und andere Metalle“ in China aufmerksam, „die außerordentlich billig produziert werden“ (zit. n. Jing 2003: 112) könnten. Hier, im „äußersten Osten“, trug v. Richthofen 1901 (publiziert 1912) auf dem Deutschen Geographentag in Breslau vor, entwickle sich „ein Schauplatz des Weltverkehrs und der Völkerberührungen (...), der an Bedeutung alle außerhalb der Wohnsitze der weißen Rasse gelegenen Gebiete der Erde weitaus“ (1912: 1) übertrage. China, davon war er überzeugt, werde „nun dauernd im Vordergrund der Interessen für Europa stehen“ (3).

v. Richthofen hatte aber auch ein gutes Auge für wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, obwohl er die Geographie als Naturwissenschaft von der Erde, ja als Komplex von *erd*-bezogenen Naturwissenschaften verstand, deren Kompetenz dort aufhörte, wo die völlige Entscheidungsfreiheit des Menschen einsetzte. Aufmerksam registrierte er den enormen Modernisierungsbedarf der chinesischen Landwirtschaft in bestimmten Bereichen, darunter der Wald-, Wein- und Obstbau, und in der Industrie. Man finde an „vielbesprochenen Orten“ „nichts Besonderes, was nur entfernt einem europäischen Hochofen gliche“ (1907/I: 498). Während die „Verkehrsgeographie der westländischen Kultur (...) nur noch entfernte Beziehungen zur physischen Erdkunde“ habe und sich „mehr und mehr zu einem Zweige der Volkswirtschaft und Weltwirtschaft“ gestalte, seien „die Ziele und Methoden des Verkehrs“ in China noch weitgehend „unberührt von der modernen Entwicklung geblieben“ und stünden „noch (...) in engstem Kausalverhältnis zu den natürlichen Bedingungen“ (Richthofen 1912: 4).

„China ist ein Koloss“, konstatierte v. Richthofen (1912: 1) lapidar und staunend zugleich. Als die wichtigste Signatur seiner Bevölkerung erkannte er deren Homogenität: „Wenn wir als das Bestimmende für den Begriff einer Nation die Einheit in Sprache, Kultur, Religion und Sitte nehmen, so ist unter allen Nationen der Erde die chinesische die zahlreichste und die geschlossendste. Auch Reinheit der Rasse tritt, wenngleich völlige Einheitlichkeit des Ursprungs nicht anzunehmen ist, stärker hervor, als in irgendeinem Lande Europas. Das Volk ist mit der selbstgeschaffenen Kultur verwachsen; sie ist in Fleisch und Blut eines jeden eingedrungen und untrennbar mit ihm verbunden“ (1). Eben das, meinte v. Richthofen, begründe die „historische Bedeutung“ der chinesischen Kulturform und lasse sie „als eine gespenstisch grosse Macht in der Zukunft“ (1874: 172) erscheinen, während der vom Europäer bewunderte und überschätzte Japaner „alles Alte“ mit Leichtigkeit „über Bord“ werfe und „das Neue“ sich aneigne.

Immerhin trug dies Japan einen Sieg über China und eine territoriale Ausweitung ein, die nach Einschätzung v. Richthofens (1895: 20) eine „geographische Verschiebung“ „der politischen und militärischen Macht“ bewirkt habe. In universeller Bedeutung erschien ihm der Frieden von Schimonoseki gar „wie der zeitliche Wendepunkt zu einer neuen Teilung der Erde bezüglich der politischen Machtstellung der Staaten und der Beteiligung der Ras-

sen an der Weltwirtschaft“ (39). China blieb aber weiterhin für v. Richthofen im Zentrum seiner kritischer Beobachtung; denn:

„Wer jene wimmelnden Millionen von Trägern einer äußerst billigen, geschickten und intelligenten Arbeitskraft betrachtete, wer die unermeßliche, verschiedenen klimatischen Abstufungen angepaßte Produktivität des Bodens in China und die ungehobenen Schätze, welche es in seinen enormen Kohlelagern besitzt, mit eigenen Augen gesehen hat, der durfte sich sagen, daß ein Tag kommen müsse, an dem die groben Industrieprodukte, welche im Welthandel die erste Stufe einnehmen, in China selbst billiger erzeugt werden würden als in Europa und Amerika, und an dem dieses Land nicht nur seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch in der Versorgung anderer Länder die Konkurrenz mit Europa siegreich aufzunehmen imstande sein würde“ (1895: 29).

Noch würden nur wenige im „Reich der Mitte“ die Vorteile erkennen, die eine Industrialisierung Chinas mit sich bringen würde, und sich gegen die Vernichtung des vorherrschenden Kleinbetriebs und Kleinverkehrs und die unweigerlich damit verbundenen „unheilvollen Revolutionen“ sträuben, doch empfand v. Richthofen bezüglich des Bestrebens, China „für fremde Ansiedelung und fremdes Kapital, den Großbetrieb des Steinkohlenbergbaues, die Anlage eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes und die Einführung aller Arten von Maschinenindustrie (...) mit allen Mitteln“ ein „Unbehagen“ (1895: 29). Denn China werde dadurch unaufhaltsam zum siegreichen Konkurrenten der europäischen Wirtschaftsmächte aufgebaut und heranwachsen.

Das Ende des alten Chinas war jedoch aus v. Richthofens Sicht nicht mehr aufzuhalten und damit auch das Ende der Vormachtstellung Europas im Welthandel eingeläutet. „Die weiße Rasse“, konstatierte v. Richthofen (1895: 39), sei „nicht mehr allein im Besitz der Errungenschaften, welche sie im Laufe der Jahrtausende erworben“ habe; vielmehr sei ihr in Ostasien in der „gelben Rasse“ „ein Rivale“ erwachsen, „welche ihr, aus ihrer Lethargie geweckt, durch die Summe ihrer Kraft die Weltmachtstellung, zunächst auf industriellem Gebiet, streitig machen“ könne. Und so war sich v. Richthofen nicht sicher, ob die europäischen „Fremdmächte“ bei der „Entwicklung der natürlichen Schätze“ Chinas „und seiner Volkskraft“ am Ende „den größeren Vorteil haben“ würden; die Frage sei vielmehr „mit billigem Zweifel, wenn nicht unmittelbar verneinend, zu beantworten“ (Richthofen 1897: 31). Die gegen das Sträuben Chinas aus „Gewinnsucht“ (31) betriebene Industrialisierung des Landes durch die Europäer werde seine Urheber selbst schwer schädigen. „Jede Kohlengrube, die geöffnet wird, jede Fabrik, die darauf hin für die Chinesen angelegt wird, jede Eisenbahn, die man ihnen aufzwängt“, sei Teil eines „Selbstmordprozesses“ und werde sich als „unabweisbares Verhängniß für Europa“ (32) herausstellen.

Anfangs werde eine relativ kleine Zahl von Unternehmen für kurze Zeit Gewinne machen, „welcher eine andere, dauernde [Phase], des industriellen und finanziellen Niedergangs in Europa folgen“ (Richthofen 1895: 30) müsse. So bleibe den europäischen Nationen nur, den Entwicklungsprozess Chinas „zu überwachen“, und sich durch eine „machtvolle Stellung“ jeweils „einen Theil zu sichern“ (Richthofen 1897: 32). Was allerdings vor-

aussetze, dass man China nicht die Gelegenheit zur eigenen Rüstungsproduktion gebe. Und auch ihr niedriger Bildungsstand sollte nicht allzu rasch gehoben werden: „Denn wenn die Chinesen plötzlich zu einem ihrer Intelligenz entsprechenden Grad von Bildung und geistiger Kraft übergehen könnten, so würden sie mit ihrer Masse die übrige Welt erdrücken“ (1907/I: 145). Nicht ihre erfinderische „Intelligenz“, sondern ihre „unermesslich grosse, überaus billige und intelligente *menschliche Arbeitskraft*“ war gefragt, der „bedeutendste“ der „Schätze für den Weltmarkt, welche ihrer Hebung warten“ (1882: 694):

„Das mechanische Talent des Chinesen macht es ihm leicht, auf alle Gebieten der technischen Industrie die ihm gelehrt Handgriffe mit Geschicklichkeit auszuführen. Zähe Ausdauer und äusserste Geduld unterstützen dabei sein Aneignungstalent ebenso, wie das aus seiner Nüchternheit und Bedürfnislosigkeit entspringende Gefühl vollkommener Befriedigung, wenn er sein Leben lang unter stets gleichen Bedingungen Tag für Tag dieselbe Manipulation ausführt. Er erfüllt am vollkommensten das Ideal einer menschlichen Arbeitsmaschine, nicht allein, weil er gleichförmig wie eine Maschine, sondern auch weil er zugleich intelligent arbeitet“ (1882: 694).

Noch lasse sich nicht absehen, welche Industrien diese Art von Arbeitskraft brauchen und sich auf chinesischem Boden niederlassen werden. Aus dem Lande selbst werde es dazu wenig Initiative geben, „aber fremdes Capital“ werde „nicht verfehlen, die Gelegenheit zur billigen Herstellung von Manufacturen für den Weltmarkt zu benutzen“ (1882: 694).

Von einer „Zerstückelung und Zerbröckelung“ Chinas hielt v. Richthofen jedoch nichts; hierfür sei die Bevölkerung in allem viel zu gleichartig „und zu fest zusammengeschweißt“ (1897: 31). Eine Verwaltung des Landes durch fremde Mächte sei daher bestenfalls auf Zeit möglich. Mit dem Erwerb von Kiautschou hatte Deutschland aus v. Richthofens Sicht alles richtig gemacht: „So lange die fremden Mächte (...) es selbst übernehmen, von ihren festen Plätzen an den Küsten aus das Land zu schützen, werden sie die Fäden der Erstarkung des Reiches der Mitte in ihrer Hand behalten“ (1897: 32). „Völlig ausgeschlossen“ sei dagegen, „daß Kiautschou jemals ein Auswanderungsplatz für Deutsche werden“ (30) könne, dazu sei das Land viel zu dicht bevölkert und selbst auf Bevölkerungsabfluss angewiesen.

Neben manchen positiven Bemerkungen über die Chinesen finden sich in v. Richthofens Tagebüchern aber auch einige abfällige Äußerungen, die zu seinem grundsätzlichen Überlegenheitsgefühl gegenüber „tieferen Rassen“ (vgl. v. Richthofen 1908: 78) passten. Hätten die „finnisch-uralischen Rassen“ Europa besiedelt, so wäre dieses trotz seiner buchtenreichen Küsten nie so entwickelt worden wie durch die „eingewanderten indogermanischen Völker“, die es vermocht hätten, „die kärgliche Natur zu besiegen und alle Vorteile wahrzunehmen, welche Europa bietet, vermittelt der Kultur, welche sie aus dem Mittelmeergebiet übernommen haben“ (346). Ohne Getreide und Haustiere hätten „aber auch sie (...) es nie erreichen können“ (346).

v. Richthofen unterschied zwischen „kulturlosen“ und „kulturvollen“ Völkern. Erstere würden gewöhnlich „neben einem eindringenden Kulturvolk entweder unvermischt fortbe-

stehen als Sklaven“ oder „im Kampf ums Dasein“ unterliegen, andere Völker tropischer Länder seien dagegen wegen ihrer „Widerstandsfähigkeit gegen das Klima“ den dort allmählich zeugungsunfähig werdenden Europäern überlegen und würden von deren „intelligenterer Verwaltung“ (1908: 76) profitieren. Damit war die Ausbeutung der Arbeitskraft der „Eingeborenen“ durch v. Richthofen gerechtfertigt, zugleich aber auch ihr potentieller Aufstieg mitgegeben.

Schließlich sei noch Alfred Kirchhoff erwähnt, der vor der Hamburger Bürgerschaft einen populären Vortrag zu „China und die Chinesen“ hielt. China, so stellte er gleich zu Beginn fest, sei ganz abgesehen von seiner wirtschaftlichen Bedeutung, die guten Gewinn für Deutschland verspreche, „auch rein geographisch eins der interessantesten Länder der Welt!“ (1914: 71). So imponiere dieses „Land“, das zugleich „im wesentlichen den Staat China“ bilde, da die Außenbesitzungen ihm nur „lose anhängen“ würden, „durch seine Raumerfüllung“, sprich seine Größe, und durch seine „Kreisgestalt“, welche „die kleinstmögliche Angriffslinie“ (71) biete. Das Klima wiederum, erfordere Menschen, die große Kälte und große Hitze ertragen, mithin „die Körperleistung von Jakuten oder Tschuktschen (...) mit der des Negers“ verbänden, was „auf Erden einzig und allein“ den Chinesen gelänge. Darum auch würden chinesische Auswanderer „so gut wie niemals dem Klima zum Opfer fallen“ (76).

In wirtschaftlicher Hinsicht hob Kirchhoff die Selbstgenügsamkeit Chinas hervor, die auf seinen Versuch zurückgehe, „das Gleichgewicht zu halten zwischen einer zu grenzenloser Vermehrung drängenden Volkszahl und einer durchaus nicht ins Unendliche vermehrungsfähigen Summe ausschließlich heimischer Landeserzeugnisse“. Das habe „den großartigsten Kampf ums Dasein“ hervorgebracht, „den je eine Nation gekämpft“ habe. „Er ist es, der die größten Vorzüge des Chinesentums erschuf und fortdauernd vervollkommnete: den unvergleichlichen Arbeitsfleiß, die geduldigste Ausdauer und die bescheidenste Einschränkung der Ansprüche an die Genüsse des Lebens“ (1914: 79). Allein in China sei es gelungen, „die uralte Lust unseres Geschlechts am ungebundenen, müßigen Dahinleben in ihr Gegenteil zu verkehren“; hier sei, vor die Alternative des Verhungerns gestellt, „der Trieb zum emsigen Schaffen den Menschen zur andern Natur geworden“ (79). Mitgefühl zu haben mit diesem „Arbeitselend des Kulturmenschen“ (80), sei jedoch verkehrt, weil „unbedachtsam nach unserem Maß“ (81) gemessen. Der Chinese sei keineswegs in „stumpfsinnigen Trübsal“ gefallen, sondern zeige eine „nicht leicht zu beugende stillvergnügte Heiterkeit“ (81). Kirchhoff erklärte sich dies mit der „tellurischen Auslese“; sie habe „nicht nur die Faulen und Üppigen ums Leben“ gebracht, sondern „von den Helden des Fleißes und Darbens auch alle die, denen ein solches Heldentum Lebensüberdruß“ bereitet habe. „Und so sehen wir eine uralte vererbte Munterkeit dem darbenden Arbeiternst der Chinesen wie ein versöhnender Engel zur Seite zu stehen“ (91).

Als negative Folgen des Kampfes der „zahlreichen Mitbewerber um den kärglichen Verdienst“ registrierte Kirchhoff im Wirtschafts- und Geschäftsleben „Arglist, Lug und Trug“; die beengten Wohnverhältnisse und die Armut machte er für „eine widerliche

Gleichgültigkeit gegen Reinhaltung von Körper und Kleidung“ verantwortlich; das „Erpichtsein auf materiellen Verdienst“ habe „höhere als im Dienst der Technik stehende Künste, wahre d. h. nach dem inneren Zusammenhang der Dinge forschende Wissenschaft nicht aufkommen“ lassen: „Die Musen und Grazien waren nie in China heimisch“ (1914: 81). Ferner benannte Kirchhoff die „einseitige Größe (...) chinesischer Nationalentwicklung“ (81). So standen sich aus seiner Sicht „zweierlei Kulturmenschheiten“ gegenüber, „eine mit europäischem Kulturgepräge und eine chinesische“, deren sich mit dem begonnenen Eisenbahnbau abzeichnende „innigere Berührung (...) eins der folgenschwersten Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts“ (81) bilden werde. „Wie wird sich die Lohnfrage stellen, wenn die gelbe Rasse auf dem Arbeitsmarkt Europas auftritt? Welcher Umschwung wird im Welthandel eintreten, wenn China mit seinen Steinkohlenschätzen, seinem billigen Arbeitslohn zur Großindustrie übergeht?“ (82).

Die Rückwirkung auf China, glaubte Kirchhoff, würde dagegen eher begrenzt ausfallen. Zwar werde „manche Schattenseite seiner bisher starr selbständigen Kultur“ durchaus durch Einflüsse des Abendlandes „durchlichtet“ werden, weiterdauern aber werde „der demantne Kitt seiner Gesellschaft, der ehrenfeste Familiensinn, (...) seine nervenstarke Ausdauer in allen Klimaten und die schier unerschöpfliche Arbeitskraft, vervielfacht durch Übernahme unserer Methoden in der Technik seines Wirtschaftsgetriebes“ (1914: 82). Kirchhoffs Fazit lautete: „eine große Zukunft steht dieser Nation zweifellos bevor. Denn auch von ganzen Völkern gilt das Dichterwort: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ (82).

5 Europa am Ende?

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde Europa in geographischen Schriften verstärkt als westliche Halbinsel Asiens präsentiert und immer öfter von Eurasien gesprochen. Gleichwohl verteidigte die Mehrheit der Geographen den Erdteilstatus Europas als physisch-kulturelle Einheit. Europa, triumphierte Johann Justus Rein kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert, habe sich geistig wie materiell „auf dem fruchtbringenden Boden des Christentums (...) zum Zentrum der Welt emporgearbeitet“, von ihm strahle „das Licht des menschlichen Geistes und eine Macht“ aus, „die selbst an den fernsten Grenzen fühlbar“ (497) werde. Die damit einhergehende „Raubwirtschaft“ nebst Völkermord rechtfertigte Friedrich als temporären, aber „*notwendigen Aufräumungsprozeß*“, der sich „unabänderlich (...) wie ein Gesetz“ vollziehe. Europas „intensive Bewirtschaftung der Erde“ müsse zwecks „festerer und festester Fundierung der Menschenart auf unserem Planeten“ „schnellstens“ (1904: 95) verallgemeinert werden. Gut hundert Jahre später erinnerte Diamond am Beispiel der Geschichte Chinas und Vorderasiens die moderne Welt an die „heil-same Lehre“: „Die Zeiten ändern sich, und Vorherrschaft in der Vergangenheit garantiert keine Vorherrschaft in der Zukunft“ (1998: 516). Doch war auch das den Geographen des 19. Jahrhunderts längst geläufig. Ritter (s. o.) hat diesen Punkt als das „historische Ele-

ment“ der Geographie abgehandelt, Peschel es auf den Punkt gebracht. Der Wert der Naturverhältnisse ändere sich mit der „Steigerung menschlicher Leistungen“, daher dürften auch nicht die „Umriss von Land und Meer (...) als das höchste“ gelten, sondern allein die menschliche Tat:

„Diese geschichtlichen Erkenntnisse predigen uns den Satz von der Vergänglichkeit aller geographischen Vergünstigungen. In der Kette der Gesittungsgeschichte war das Mittelmeer bloß ein Glied, welches der höchste Glanz nur eine begrenzte Zeit umfloß. So wird auch Europa selbst nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechts bleiben können. Die alten Hellenen, als Bewohner von Inseln scharf geschnittener Halbinseln, Landengen, durch Gebirge streng abgeschiedener Thäler und Landschaften, genossen alle Reize und Vorzüge der politischen Kleinwirtschaft, günstig für Entfaltung geistiger Mannigfaltigkeit, hinderlich aber für größere nationale Leistungen. So versanken sie in geschichtlicher Vergessenheit, als ihre Zeit abgelaufen war. Ganz ähnlich ist Europa jetzt der schicklichste Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit“ (Peschel 1871: 319).

Es habe „auch kaum anders kommen“ können, meinte Peschel, denn „natürliche Grenzen“ hätten in Europa „national geschlossene Staaten oder Gesellschaften“ (1871: 319) gefördert. Jetzt aber Sorge man sich, ob nicht, wie einst für das griechische Sonderleben, auch für die individualisierten Völker Europas die Zeit abgelaufen und auf „größere geschichtliche Schöpfungen“ hinausgehe. Denn:

„Im Westen von uns in einer Welt, der eine alte und alternde gegenübersteht, auf Gebieten zwischen zwei Ozeanen gelegen, erfüllt ein junges Völkergemisch bald den Raum eines Festlandes, das leicht die dreifache Einwohnerzahl China's, nämlich 1000 Millionen, ernähren könnte, wächst eine neue Gesellschaft auf, alle Jahrzehnte ihre Kopfzahl ein Drittel vermehrend, so daß sie voraussichtlich das 20. Jahrhundert mit 100 Millionen antreten wird. Wenn demaleinst auf jenem [amerikanischen] Schauplatz höhere Aufgaben gelöst werden, dann müssen die Völker Europa's aus dem geschichtlichen Vordergrund zurücktreten. Sobald bei uns die Sonne im Mittag steht, röthen ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Cultur. Europa steht jetzt im Mittag ihrer Bahn, und drüben dämmert bereits der Morgen. Die Sonne aber rückt weiter, sie steht nicht gefesselt, wie auf Josua's Geheiß, und wie die Gliederungen unseres Welttheiles, geologisch aufgefaßt, nur eine flüchtige Erscheinung sind, so wird auch ihr sittengeschichtlicher Werth dem Loose alles Vergänglichen sich nicht entziehen können“ (Peschel 1871: 319).

Vierzig Jahre später konstatierte Otto Schlüter: „Noch faßt Europa die meisten Fäden des Systems [der Weltwirtschaft] zusammen, noch trägt es die zahlreichste Bevölkerung, noch zeigt die Bevölkerungsverteilung in den Kolonialländern mehr die Richtung ihrer Einwanderung an, als daß sie sich nach den Bedingungen der neuen Heimat richtete. Aber das wird sich ändern“ (1912: 427). Europa werde allerdings in Zukunft „seine Monopolstellung in Weltwirtschaft und Weltverkehr notwendig bis zu einem gewissen Grade verlie-

ren“ (428). Schon jetzt sei die „Dezentralisation“ mit den Vereinigten Staaten und Japan in Ostasien als den „Hauptträgern“ eingeleitet, wobei Erstere „mit ihrem reich ausgestatteten Land in beherrschender Stellung an zwei Ozeanen“ wohl die größte Aussicht haben würden, „das Erbe Europas an[zu]treten“ (428).

Daneben kannte Schlüter Gegengründe. Die Vereinigten Staaten, prognostizierte er, würden sich allmählich „auf die Selbstgenügsamkeit“ zurückziehen; denn ihr Gebiet sei „eben doch mehr eines nach der Art von China“, und das gelte auch von Argentinien. „So kommen wir wieder auf die einzigartige Stellung Europas zurück, deren Bedeutung wohl herabgemindert und selbst vernichtet werden, aber nicht von einem andern Land eingenommen werden kann. So lange es ein Zentrum der Weltwirtschaft gibt, so lange wird dies in Europa liegen“ (1912: 428).

Nach dem Ersten Weltkrieg schien vorübergehend der „Untergang des Abendlandes“ anzustehen, doch die schrillen Töne, mit der sich auch einige Geographen Spenglers Vision zu eigen machten, ließen in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre nach. Hettner urteilte in seinem „Gang der Kultur über die Erde“: „Unsere Hegemonie auf der Erde gehört einer vergangenen Zeit an; aber einen völligen Niedergang, einen Untergang des Abendlandes, müssen wir nur befürchten, wenn wir keinen Ausweg aus unserem ewigen Streite finden“ (1929: 138). Bezüglich Chinas erkannte er, dass es sich zwar langsamer als Japan wandeln werde, doch der Prozess sei zweifellos im Gange. „Eine der gewaltigsten Kulturmächte der Erde, vielleicht die gewaltigste, ist hier in der Ausbildung begriffen“ (139f.). Ferdinand v. Richthofen habe dies „längst vorausgesehen und vor der Gefahr gewarnt, die darin für Europa liege, zu einer Zeit, als die übereifrigen Apostel des Fortschrittes immer nur predigten, daß König Dampf seinen Einzug in China halten müsse“ (140).

Der Richthofen-Schüler Georg Wegener erkannte als „die größte ‘gelbe Gefahr’, wenn einmal die Ausbreitung der Chinesen über die Erde noch größeren Umfang annimmt als heute“, die aus dem „äußerste Anspannung“ verlangenden „Kampf ums Dasein“ hervorgegangene spezielle „Menschenart (...), die in der Niedrigkeit ihrer Lebensansprüche und in der Körper- und Nervenzähigkeit für die ihr traditionell vertrauten Arbeiten sowohl in ihrem eigenen Lande wie in Auswanderungsgebieten jede Konkurrenz absolut aus dem Felde schlägt“ (Wegener 1937: 344). Ansonsten war ihm dieses „hochbegabte“ (353) und erfindungsreiche Volk, das „den überwiegenden Großteil“ seiner Kultur „ganz aus eigenem geschaffen“ hatte und zum „Lehrmeister für ganz Ostasien“ (354) geworden war, in seiner „kulturellen Gesamtleistung (...) der höchsten Bewunderung wert“: „Sie gehört als solche unbedingt zu den bedeutendsten Schöpfungen der Menschheit“ (353).

Es sollte aus vielerlei Gründen, die hier nicht mehr zur Debatte stehen, jedoch noch weitere Jahrzehnte dauern, in denen es zwischenzeitlich eher nicht danach aussah, dass China diese „Gefahr“ darstellen würde. In Eglis China-Aufsatz von 1966 findet sich noch keinerlei Spur von einer ‘chinesischen Gefahr’. Das moderne China wird von ihm wegen seiner neuerlichen „Erdverbundenheit“ als geradezu vorbildlich hinsichtlich der „Pflege der Natur“ dargestellt, nachdem es zunächst überstürzt in die „industrielle Weltrevolution

der Gegenwart“ eingeschwenkt sei: „Die jüngsten technischen Werke [Flusskorrekturen, Staudämme, Bewässerungsmaßnahmen] seien dem gigantischen Stil des Kontinents und seiner Ströme gemäß und der kühnen Taten der Vorfahren (...) würdig. Durch Raum und Zeit der chinesischen Welt geht das Gebot der Landschaft“ (Egli 1966/1975: 150). Heute gelten viele Entwicklungen in China als Zeugnis einer profitorientierten Umweltverwüstung; gleichzeitig ist das Land zusammen mit anderen asiatischen Mächten zu einem unübersehbaren Mitspieler auf dem Weltmarkt, speziell dem Weltbodenmarkt, geworden und beteiligt sich kräftig an der Globalisierung genannten Ausbeutung des Planeten. Sein durch allerlei Aktionen und Drohgebärden unterstrichener Machtanspruch im Ost- und Südchinesischen Meer (die Namensgebung durch europäischen ‘Entdecker’ kommt dem entgegen) ist dabei nur ein weiterer Indikator für den kommenden Weltmachtanspruch.

6 Schlussbemerkungen

Nach Jürgen Osterhammels beispielloser Universalgeschichte des 19. Jahrhunderts zur „Verwandlung der Welt“ (2011) hat nun auch Iris Schröder mit ihrer Studie über „Das Wissen von der ganzen Welt“ (2011) eindrücklich bestätigt: Das 19. Jahrhundert war nicht zuletzt „ein Jahrhundert der Geographie“, d. h. ihrer „divergierenden Deutungsangebote“ von „sich dynamisch verräumlichenden Vorstellungswelten“ (2011: 261). Die sammelnde, ordnende, sortierende und aufbereitende Wissensproduktion ihrer Vertreter sei jedoch entgegen häufiger Behauptungen „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (267) nicht a priori politisiert gewesen. Gleichwohl hätten die „eng an eine Fülle von zeitgenössischen Fortschrittvisionen“ (267) anknüpfenden „Universalgeographien“ dazu gedient, „die europäische Vorherrschaft über weite Teile der Erde rhetorisch zu festigen und zugleich zu legitimieren“ (268). Hierzu habe nicht zuletzt Ritters Charakterisierung Europas als Kontinent der „Harmonie“ und der „Mäßigung“ beigetragen, die weniger eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Beschreibung als vielmehr Ausdruck eines europäischen Selbstverständnisses gewesen sei, „das eine grundlegende Identifikation mit Europa vorsah und deshalb – durchaus in einer Art Zirkelschluss – Europa ebenfalls im Muster anerkannter bürgerlicher Wertehorizonte wie ‘Harmonie’ und ‘Mäßigung’ zu charakterisieren verlangt“ (269).

Diese „neue“ Geographie war jedoch alles andere als eine gemütliche Bürgerstube. Zur Harmonie gesellte sich bei ihren Protagonisten in Absetzung von den vermeintlich passiven, faulen Völkern ein geradezu obsessives Bekenntnis zum „Kampf“ gegen die Natur durch „Arbeit“. Geriete diese Vorstellung aus dem Blick, würde ein entscheidender Zug der „neuen“ Geographie ausgeblendet. „Die *Arbeit* ist die Seele der *Cultur*“ (Kapp 1845/II: 305), sie soll den *Widerstand* der Natur gegenüber dem Menschen *brechen*. „Nach und nach“ entwinde sich dieser ihren „Fesseln“ (Ritter 1852: 165) und wirke auf sie bis zu ihrer „völligen Bemeisterung“ (245) umgestaltend ein. Insofern stellt sich die „neue“ Geographie des 19. Jahrhunderts, die ihrem Selbstverständnis nach eine Naturwissenschaft mit historischem Element war, nicht nur als harmonische Weltanschauung dar, sondern

zugleich als wissenschaftliche Legitimationsideologie des kapitalistischen Wirtschaftsbürgertums und seines imperialistischen Leistungsverständnisses gegenüber Mensch und Natur.

Vor allem aber leitete der Geograph aus den Naturverhältnissen Europas und der auf sie zurückgeführten Arbeitsmoral seiner Bewohner, die er der Kulturlandschaft unmittelbar aufgeprägt sah, die *natürliche Berechtigung* ab, die „Völker“ anderer Räume ebenfalls zur Arbeit *zu erziehen* (also faktisch auszubeuten), weil deren zu kalte, zu trockene oder zu heiße Klimate sie daran hindern würden, ihre Räume aus eigener Kraft zu entwickeln, so dass sie für die Entwicklung der Menschheit ohne Hilfe von außen nicht das Optimale leisten könnten. Nur China und die Chinesen wurden bezüglich der Arbeit anders wahrgenommen und seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt als künftige Konkurrenten gefürchtet. Heute ist es soweit, dass der Aufstieg Chinas zum Subjekt der Weltökonomie und mit ihm anderer asiatischer Mächte nicht ohne Berechtigung als Abstieg Europas und selbst Amerikas wahrgenommen wird und Politik und Wirtschaft nach Antworten suchen, wie sich Europa auf die neue, pluralistische bzw. polyzentrische Weltordnung möglichst so einstellen kann, dass es selber nicht zu einer *Quantité négligeable* wird und vom Mitspieler zum Objekt im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt mutiert.

Der schon eingangs zitierte Ian Morris sieht dagegen die Menschheit vor der Option stehen: „Entweder schaffen wir eine Transformation, die die industrielle Revolution weit übertreffen und die meisten unserer Probleme lösen wird, oder wir taumeln in eine Katastrophe, wie es noch keine gab. Dann werden die apokalyptischen Reiter wieder losgaloppieren: Klimawandel, Hungersnöte, Seuchen, Migrationsströme, zusammenbrechende staatliche Ordnungen“ (2011b: 133). Katastrophenszenarien dieser Art sind nicht völlig aus der Luft gegriffen, sie werden durch die Medien kräftig gefüttert und angeheizt.

Diese Angst hatten Ritter und Kapp und mit ihnen andere Geographen des 19. Jahrhunderts nicht. Geradezu euphorisch beschreibt Ritter, wie die Formen und Stoffe der konkreten Natur „vernichtet, umgeändert, umgangen, überstiegen, durchbrochen“, „umgewandelt“, „gemindert“, „zurückgedrängt“, „gebändigt“, „unschädlich gemacht“ (Ritter 1852: 154) werden, um die Menschheit kulturell voranzubringen. Der Gang der Kultur über die Erde war für ihn ein Gang nach göttlichem Plan mit garantiert glücklichem Ausgang. Diese teleologische Gewissheit fehlt uns heute: Weder ist ein Gott in Sicht, der die Völker vor den „apokalyptischen Reitern“ bewahrt, noch ein bestimmter „Volksgeist“, der in seinem oder eigenem Auftrag sich zur Vollendung der Weltgeschichte eignen würde – berufen fühlen mögen sich manche. Auch die fortschreitende Globalisierung lässt kein Ziel der Geschichte erkennen: Es geht voran und zurück, bergauf und bergab, hin und her. Räume, die eben noch im Mittelpunkt alles Geschehens standen, geraten ins Abseits, andere werden zum Motor neuer Aktivitäten. Menschen sind freiwillig oder gezwungen unterwegs wie nie zuvor.

Unter diesen Umständen scheint es durchaus angebracht, neben der sich langsam etablierenden, methodisch aber noch umstrittenen „Weltgeschichte“ auch die Möglichkeit

einer „Weltgeographie“ zu bedenken, die außerhalb der akademischen Geographie Konjunktur hat. So wie Schröder für eine erneuerte Geschichtsschreibung plädiert, welche „die Geographie nicht mehr länger als etwas dem historischen Wandel Äußerliches begreift“ (272), so wünsche ich mir parallel eine Geographie, die das „historische Element“ aus seinem gegenwärtigen Nischendasein als historische Kulturlandschaftsforschung und -pflege herausholt und im Sinne einer „Weltgeographie“ wieder zu einem Teilstrang des Faches wie Schulfaches erhebt. Vorbild von historischer Seite könnten Osterhammel (2011) und Radkau (2011) sein. So würde die heutige Geographie in einem Teilbereich wieder anschlussfähig an die globale Tradition der klassischen Geographie sowie ihrer Verbindung mit der Geschichte, doch ohne diese Tradition einfach zu kopieren und, wie Diamond, ihre Raummythen unreflektiert zu reproduzieren.

Anmerkungen

1 Alle Kursivstellungen in Zitaten sind Hervorhebungen im Original.

Literatur

- Andree, Karl 1868: Die Veränderungen in der gegenseitigen Stellung der Menschenrassen und der wirtschaftlichen Verhältnisse. In: Globus Bd. 14, S. 17-21.
- De Melo Araújo, André 2012: Weltgeschichte in Göttingen (= Der Mensch im Netz der Kulturen – Humanismus in der Epoche der Globalisierung 16). Bielefeld.
- Diamond, Jared 1998: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- Egli, Emil 1975: China – Landschaftliches Porträt eines Halbkontinents [zuerst 1966]. In: Egli, E.: Mensch und Landschaft. München 1975, S. 141-150.
- Engelmann, Gerhard: Die Hochschulgeographie in Preußen 1810-1914 (= Erdkundliches Wissen 64). Wiesbaden 1983.
- Friedrich, Ernst 1904: Wesen und geographische Verbreitung der „Raubwirtschaft“. In: Petermanns Mitteilungen 50, S. 68-79 u. 92-95.
- Guthe, Hermann 1868: Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Classen höherer Bildungsanstalten sowie zum Selbstunterricht. Hannover
- Hettner, Alfred 1929: Der Gang der Kultur über die Erde. Leipzig/Berlin.
- Jing, Liu 2003: Wahrnehmung des Fremden: China in deutschen und Deutschland in chinesischen Reiseberichten vom Opiumkrieg bis zum Ersten Weltkrieg. Diss. Phil. Fak. Freiburg/Brsg.
- Kapp, Ernst 1845: Philosophische Erdkunde. 2 Bde. Braunschweig.
- Kirchhoff, Alfred ⁴1914: Mensch und Erde (= Aus Natur und Geisteswelt 31). Leipzig/Berlin.
- Morris, Ian 2011a: Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden? Frankfurt a. M.

- Morris, Ian 2011b: „Angst treibt voran.“ In: Der Spiegel Nr. 25, 128-133.
- Oppel, Alwin 1884: Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche. Breslau.
- Osterhammel, Jürgen 1987: Forschungsreise und Kolonialprogramm. Ferdinand von Richthofen und die Erschließung Chinas im 19. Jahrhundert. In: Archiv für Kulturgeschichte 69, S. 150-195.
- Osterhammel, Jürgen 1998: Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert. München.
- Osterhammel, Jürgen 2011: Die Verwandlung der Welt. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts. München.
- Peschel, Oskar 1867: Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung. In: Das Ausland 40/Nr. 39, S. 913-918
- Peschel, Oskar 1870: Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung. In: Das Ausland 43/Nr. 22, S. 505-512
- Peschel, Oskar 1871: Ueber den Einfluß der Gliederungen Europa's auf das Fortschreiten der Gesittung. In: Das Ausland 44, S. 313-319.
- Peschel, Oskar 1877: Völkerkunde. Leipzig [Zuerst: 1874].
- Radkau, Joachim 2011: Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte. München.
- Ratzel, Friedrich 1876: Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie. Breslau.
- Ratzel, Friedrich 1897: Politische Geographie. München/Leipzig.
- Rein, Johann Justus 1894: Asien. In: Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas. Bielefeld/Leipzig, S. 496-611.
- Reuschle, Karl Gustav 1858-1859: Handbuch der Geographie oder Neueste Erdbeschreibung mit besonderer Rücksicht auf Statistik, Topographie und Geschichte. 2 Bde. Stuttgart.
- Richthofen, Ferdinand v. 1874: Die Gebirgsprovinz Sz'-tshwan in China. In: Tageblatt der 47. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Breslau vom 18. bis 24. Sept. 1874. Breslau, S. 160-172.
- Richthofen, Ferdinand v. 1877: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Bd. 1: Einleitender Theil. Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1882: China. Ergebnisse einer Reise Bd. 2: Das nördliche China. Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1895: Der Friede von Schimonoseki in seinen geographischen Beziehungen. In: Geographische Zeitschrift 1, S. 19-39.
- Richthofen, Ferdinand v. 1897: Kiautschou. Seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung. Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1907: Tagebücher aus China, ausgewählt und hrsg. v. Ernst Tiessen. 2 Bde. Berlin.
- Richthofen, Ferdinand v. 1912: Chinas Binnenverkehr in seinen Beziehungen zur Natur des Landes. In: Mittheilungen des Ferdinand von Richthofen-Tages 1912. Berlin, S. 1-18.
- Richthofen, Ferdinand v. 1928: [Briefe an Alfried Krupp.] In: W. Berdrow (Hrsg.): Alfried Krupps Briefe 1826-1887. Berlin.

- Ritter, Carl 1806: Einige Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie. In: GuthMuths Neue Bibliothek für Pädagogik 2, S. 198-219.
- Ritter, Carl 1822: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder Allgemeine, vergleichende Geographie. Berlin. [Die Erstauflage 1817/18 wurde nach den ersten beiden Bänden abgebrochen.]
- Ritter, Carl 1834: Die Erdkunde ... Teil 4, Buch 2, Bd. 3: Asien. Berlin.
- Ritter, Carl 1850: Die Erdkunde ... Teil 15/1.3: Vergleichende Erdkunde der Sinai-Halbinsel, von Palästina und Syrien Bd. 2/1. Berlin.
- Ritter, Carl 1852: Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde. Berlin.
- Ritter, Carl 1862: Allgemeine Erdkunde, hrsg. v. Hermann Adalbert Daniel. Berlin.
- Ritter, Carl 1863: Europa, hrsg. v. Hermann Adalbert Daniel. Berlin.
- Schlüter, Otto 1912: Die Erde als Wohnraum des Menschen. In: Rothe, Karl Cornelius/Weyrich, Edgar (Hrsg.): Der moderne Erdkunde-Unterricht. Beiträge zur Kritik und Ausgestaltung. Wien/Leipzig. S. 379-429.
- Schröder, Iris 2011: Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790-1870. Paderborn.
- Sonderegger, Arno 2004: „Wölfe im Schafspelz.“ Wenn Biologen Geschichte schreiben. In: Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien 4/Nr. 6, S. 131-160.
- Wardenga, Ute 1990: Ferdinand von Richthofen als Erforscher Chinas. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 13, S. 141-155.
- Wegener, Georg 1937: Das chinesische Reich. In: Nordasien, Zentral- und Ostasien in Natur, Kultur und Wirtschaft (= Handbuch der geographischen Wissenschaft, hrsg. v. F. Klute). Potsdam, S. 243-434.